Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

26538.

26538.

<36623486670017

<36623486670017

Bayer. Staatsbibliothek

Unter Palmen und Buchen.

Zweiter Band.

Unter Palmen.

Gesammelte Erzählungen

von

Friedrich Gerstäcker.

Lindauer'sche LEIHBIBLIOTHEK Schöneiner

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1866.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Das Klima der Tropen	1
El Comisario	8
Am Cachavi	137
Der Tiger	260
Negerleben	273

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Klima der Tropen.

Daß es in jenen Ländern, welche innerhalb der heißen Zone liegen und die wir kurzweg „die Tropen" nennen, auch sehr heiß sein muß, gilt als eine völlig feststehende Thatsache, und man hört gar nicht etwa so selten, daß Leute an einem recht warmen Sommertag bei uns die armen Menschen bemitleiden, die „bei der Hitze" auch noch unter dem Aequator sitzen müssen. Zehn gegen eins läßt sich aber wetten, daß in sehr vielen heißen Ländern jene armen bemitleideten Menschen in der nämlichen Zeit sich viel kühler und behaglicher befinden, als wir selber.

Es giebt allerdings Landstriche, wo die Hitze außerordentlich drückend sein und durch verschiedene Umstände noch vermehrt werden kann. So z. B. in den afrikanischen, asiatischen und auch australischen Wüsten, wo der trockene Sand den ganzen Tag über von der Sonne gebrannt wird und noch lange nach Sonnenuntergang die eingesogene Brutwärme wieder

Digitized by Google

aushaucht. Weit anders dagegen ist es in allen übrigen Tropenländern der Erde.

Vor allen Dingen dürfen wir annehmen, daß es dort — so sonderbar das auch klingen mag — doch in der That nie heißer wird, als es bei uns an recht heißen Sommertagen ebenfalls werden kann, keinenfalls heißer. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich in irgend einem Lande der Welt — und selbst das nur an einzelnen sehr heißen Tagen — mehr als neunundzwanzig und einen halben oder dreißig Grad Réaumur im Schatten gehabt habe, und das blos in Afrika; in Indien dagegen, in Australien, in der Südsee und in allen Tropenländern Amerika's habe ich nie mehr als achtundzwanzig und einen halben bis neun- und zwanzig Grad im Schatten erlebt, und glaube auch nicht, daß es je dort heißer wird.

Was diesen Ländern den Namen der heißen giebt, ist also nicht die größere Hitze, sondern die das ganze Jahr ununterbrochen währende, aber dafür hat man dort wieder andere Vortheile, welche die Hitze lange nicht so empfinden lassen, wie sie bei uns empfunden wird.

Wir in Europa sind nämlich nur auf ein kaltes Klima eingerichtet, und erwischt uns einmal hier eine so heiße Zeit, wie im letzten Sommer, so haben wir

keinen Schlupfwinkel, wohin wir flüchten können, und meinen gleich, daß wir schmelzen müßten. In den heißen Ländern dagegen ist man vollständig darauf vorbereitet. Die Häuser sind danach gebaut mit hohen, luftigen Zimmern, durch welche die Luft überall frei aus und ein kann, ohne durch enge Fensterhöhlen einen schädlichen Zug zu erregen; Badehäuser stehen überall, die Kleidung ist ebenfalls dem Klima angemessen und alle Beschäftigungen und Arbeiten sind so eingetheilt, daß sich besonders die Europäer den Sonnenstrahlen nie in den heißesten Tagesstunden aussetzen.

Ein anderer Vortheil, den man dort hat, liegt in den kurzen Tagen. In den Tropen geht die Sonne, mit geringem Unterschied, durch das ganze Jahr jeden Tag um sechs Uhr auf und um sechs Uhr unter. Bei uns, wo sie sich in den längsten Tagen schon gleich nach drei Uhr Morgens zeigt, erhitzt sie um sieben Uhr schon den Boden mehr, als dort um neun Uhr; auch hat sie dort um vier Uhr Abends schon wieder ihre Kraft verloren. Noch angenehmer aber ist das Klima, z. B. in Indien, in der Regenzeit, wo fast jeden Nachmittag um drei Uhr ein kleiner Wolkenbruch, den die Leute dort scherzhaft Regen nennen, vom Himmel herunterfällt und die Erde kühlt und erfrischt. Die Abende in dieser Jahreszeit sind dann

wahrhaft wundervoll und von drückender Hitze von der Zeit an keine Rede mehr. Aber trotzdem, daß die Hitze dort eigentlich nie läſtig wird, erſchlafft ſie doch mit den Jahren den Körper, denn nicht allein die kalten Nächte fehlen, ſondern überhaupt der Winter, in dem ſich Menſchen wie Pflanzen wieder ausruhen und friſche Kräfte ſammeln können. Es iſt mit einem Wort nicht heißer dort, als bei uns im Sommer, ja die Hitze wird dort in einzelnen Fällen vielleicht nicht einmal als ſo drückend verſpürt, aber es iſt ewig Sommer und das reibt zuletzt die ſtärkſte und kräftigſte Conſtitution auf.

Aber nicht alle Tropenländer ſind etwa ſo heiß; an der Weſtküſte von Amerika z. B. kennt man, ſelbſt unter den niedrigſten Breiten, eine andauernde Hitze nur an wenigen Stellen. Die Urſache davon erkärt ein Blick auf die Karte — das niedere Land iſt dort zu ſchmal und im Oſten von den ſchneebedeckten Cordilleren begrenzt, im Weſten vom Meer beſpühlt und den Seewinden offen, darum kann es da nie ſehr heiß werden, wenigſtens hat man immer kühle Nächte.

Es iſt eine ſonderbare Thatſache, daß ein ganz bedeutender Handel, gerade von Deutſchland aus, nach Peru mit den allerſchwerſten und dickſten Tuchen getrieben wird, und nicht etwa für das innere, hoch-

gelegene Land werden dieſe allein verwandt, ſondern ſelbſt in dem an der Küſte und im flachen Lande liegenden Lima (12 Grad ſüdl. Breite) getragen. Sowie aber die Sonne im Meere verſinkt und die Luft von den Schneerieſen der Cordilleren herüberweht, wird es auch ordentlich friſch an der Küſte, und man kann einen warmen Rock recht gut vertragen. Selbſt unter dem Aequator ſind die Nächte friſch und angenehm, und da über den ungeheuern Waldungen von Ecuador und Neu-Granada der Himmel faſt ſtets bedeckt iſt, die Sonne alſo auch nie ordentliche Kraft gewinnt, ſo ſteigt die Hitze dort über Tag ſelten höher als 26° — nie aber über 28 — und ſelbſt das nur auf wenige Stunden.

Die Linie des ewigen Schnees wird in den Tropen auf 16,000 Fuß gerechnet und fällt, jemehr ſie ſich der kalten Zone nähert, bis ſie etwa unter 80° nördlicher wie ſüdlicher Breite die Meeresfläche erreicht. Ganz genau trifft das aber auf die Grade nicht zu. Beſonders in den Cordilleren Südamerikas liegt die Schneelinie unter 15—17° ſüdl. Breite faſt höher oder wenigſtens eben ſo hoch, wie unter der Linie ſelber. Die Urſache davon ſind eine Maſſe kalter Hochebenen in der Nachbarſchaft und eine große Menge ſchneebedeckter Berge, welche näher zum Aequa-

tor liegen und dadurch die Luft unnatürlich kälter machen, als es unter gewöhnlichen Umständen der Fall sein dürfte.

Als ein Beispiel, in wie großer Höhe unter den Tropen noch Menschen wohnen können, während in Europa, z. B. in der Schweiz, die Gletscher an manchen Stellen bis zu 5000 Fuß und tiefer herabreichen, mag die Stadt Cerro de Pasco in Peru dienen. Cerro de Pasco, eine Stadt, die in den Cordilleren unmittelbar an den reichen Silberminen jener Berge entstand, liegt etwa unter 11° südl. Breite, aber 14,500 Fuß hoch über der Meeresfläche — also noch etwas unter der Linie des ewigen Schnees — aber es fällt dort schon ewiger Schnee, wenn er auch nicht immer liegen bleibt, denn fast kein Tag vergeht im ganzen Jahr, an dem es nicht ein wenig schneit. Nur ein dürftiges Gras wächst dort an den Bergen, das immer gelb aussieht, weil die Spitzen stets erfroren sind. Das Futter für die Lastthiere müssen diese selber aus den tiefer gelegenen Thälern heraufholen — Bohnen und Hülsenfrüchte sind dort tropische Gewächse und werden eingeführt, mit ihnen aber auch Ananas und Bananen, denn die Thiere brauchen nur ein Paar Meilen weiter hinabgeschickt zu werden, um die Region des Zuckerrohrs zu erreichen.

Der Aufenthalt in solcher Höhe ist aber trotzdem nicht unerträglich, wenn auch der Neuankömmling im Anfang viel an Kopfschmerzen zu leiden hat und besonders lange einen leisen Druck auf den Schläfen fühlt. Man gewöhnt sich zuletzt daran, und der Beweis liegt schon darin, daß die Stadt Cerro de Pasco nahe an 14,000 Einwohner zählt. Nur sehr viel kleine Kinder sollen dort sterben, und wie ich hörte, vergeht kein Tag, an dem nicht wenigstens eine Kinderleiche beerdigt wird. Cerro de Pasco ist, soviel ich weiß, die höchstgelegene Stadt der ganzen Erde.

El Comisario.

Erstes Capitel.

Tomaco.

Die Grenze zwischen den beiden Republiken Neugranada und Ecuador an der Westküste Süd-Amerikas bildet der aus den Cordilleren mit wildem Ungestüm niederstürzende Fluß Mira — und auch wirklich nichts weiter, als die Grenze, denn erst ganz nahe der See, im flachen Land, ist es möglich, ihn mit Booten zu befahren. Weiter oben hat er einen viel zu steilen Fall, und riesige Felsblöcke, die er überall aus seinem Bett und von seinen Ufern losgerissen, machen die Passage selbst für Canoes gefährlich.

Durch die Gewalt, mit welcher er aus den Bergen kommt, und bei einer außerordentlich kräftigen Strömung durchriß er aber das niedere fruchtbare Land an verschiedenen Stellen, und bildete so einige kleine Inseln, von denen Tomaco die wichtigste, und ein wirkliches Miniaturparadies ist. Ein Paradies näm-

lich, was Scenerie und Vegetation betrifft, denn sonst sorgen die Bewohner dieser Republiken schon dafür, daß die paradiesischen Zustände in ihrem Lande nicht zu sehr an die alte Sagenheimath unserer Vorältern erinnern.

Ein vielleicht hundert oder hundertzwanzig Fuß hoher Felsen scheint den Kern der Insel zu bilden, an dem sich die Macht des Stromes in früheren Jahrhunderten brach, so daß dieser gezwungen wurde, sich rechts und links daran hin seine Bahn, dem Meere zu, zu suchen. Aber der fruchtbarste Boden deckt das alte Gestein und, ganz unähnlich ihren Nachbarn an der Küste, die zu faul sind, einen Fruchtkern in den Boden zu stecken, haben die Leute, die sich dort auf der kleinen Insel niederließen, einen wahren Garten aus ihr geschaffen, dessen Producte jetzt Käufer an der ganzen Küste finden.

Fortwährend legen dort kleine Schooner an, die von Guajaquil besonders Waaren und leider auch Getränke bringen, und, dafür mit Cocosnüssen, Bananen, Cherimoyen, Alligatorpears (aguacarta), Ananas und andern kostbaren Früchten beladen, wieder dorthin zurückkehren, oder ihre Fracht auch an den Zwischendörfern absetzen, und dafür Gummi oder Cacao einnehmen.

Im Anfang beſtand die kleine Anſiedelung, die ſich auf der Inſel gegründet, nur aus wenigen Perſonen, die ſich theils mit dem ſehr bedeutenden Fiſchfang, theils mit dem Gartenbau beſchäftigten. — Nach und nach ſiedelten ſich mehr dort an, Kaufläden entſtanden und Branntweinſchenken; eine Brennerei wurde ſogar auf der Inſel ſelber angelegt, um das dort gezogene Zuckerrohr gleich an Ort und Stelle zu verwerthen, und der Verkehr wuchs ſo bedeutend, daß es ſogar der kleine engliſche Dampfer, der ſeine regelmäßigen Fahrten zwiſchen Panama und Guajaquil macht, für vortheilhaft fand, dort anzulegen und ſo eine Poſtverbindung zwiſchen Tomaco und der übrigen Welt herzuſtellen.

Einen Alkalde wählten ſich die Leute zwar noch immer ſelber und aus ihrer Mitte, und ſie hatten bis dahin von den gar nicht ſeltenen Revolutionen Neugranadas eigentlich nur dann erſt Kunde bekommen, wenn die Sache vorbei und für eine oder die andere Partei entſchieden war. Wie ſich der Wohlſtand der Inſel aber mehr und mehr hob, lenkte ſie auch — keinen Falls zu ihrem Vortheil — die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich, und die Wichtigkeit ihres Beſitzes ſtellte ſich mehr und mehr heraus, als auch das unmittelbar daran ſtoßende Ecuador Oberhoheitsrechte über Tomaco beanſpruchte.

Trotzdem hatte man in der letzten Revolution, die Mosquera gegen die bestehende Regierung anzettelte, noch sehr wenig von den Lasten des Krieges gefühlt, und einzelne Familien zogen sich sogar aus dem, den ewigen Streifcorps beider Parteien preisgegebenen Bogota hierher zurück. Aber dieser Friede sollte nicht lange dauern, denn während südlich von ihnen in Ecuador der Mulattengeneral Franco die Fackel der Empörung in ein ruhiges Land schleuderte und seine Macht mit gemietheten Banden eine kurze Zeit aufrecht hielt, rüstete Mosquera im Norden ein paar kleine Schiffe aus, um auch die Küstenplätze des Reiches zu besetzen, während er mit seinen Truppen das Innere durchzog und mit wechselndem Glück bald Bogota, die Hauptstadt, einnahm, bald wieder daraus vertrieben wurde. An eine Vertheidigung derselben dachte man nie. — Welche Partei gerade die stärksten Banden hatte, rückte ein, und die andere zog indessen ab, um größere Verstärkung zu bekommen.

Ob Mosquera siegte oder besiegt wurde, unruhige und beunruhigende Gerüchte zuckten überall an der Küste auf und ab, und ließen die Eingeborenen, die nicht das geringste Interesse an dem endlichen Ausgang des Kampfes hatten, ihres Lebens sich nie freuen. Was lag ihnen daran, ob ihr Präsident Mosquera

oder sonst wie hieß? Sie bekamen ihn auf Tomaco doch nie zu sehen, und selbst zu Ecuador hätten sie sich mit der größten Gleichmüthigkeit schlagen lassen, wenn sie weiter keinen Nachtheil hatten.

Aber es ist eine alte Geschichte, daß weder in Republiken noch Monarchien das eigentliche Volk selber eine Revolution macht, sondern im Gegentheil dazu überredet werden muß. Der materielle Druck einer Regierung wirkt nie so unerträglich, treibt nie so rasch zum Aeußersten, wie der geistige, den das eigentliche Volk nicht so leicht fühlt.

Auch Mosquera's Regierung würden sich die Einwohner von Tomaco mit Vergnügen unterworfen haben, so weit es nämlich die unteren Classen, die Fischer und Ackerbauer betraf, denn sollten sie sich etwa, eines Namens wegen, widersetzen und ihre Netze und Boote, ihre Anpflanzungen und Gärten preisgeben? — Aber in Tomaco befand sich ein unter der alten Regierung gewählter Alkalde, ein Postmeister, ein Steuereinnehmer — lauter Leute, die allerdings in bloßen Füßen und Kattunhemden in der Welt herumliefen, aber trotzdem eine Stellung zu verlieren hatten. Sie stützten mit ihrem Anhang das alte Regime, während die hierher geflüchteten Neu-Granadienser Alles thaten, was in ihren Kräften stand, um

gegen Mosquera und die Umsturzpartei zu wirken. Es wurde ihnen das um so leichter, als Mosquera in dem Verdacht stand, eine Militärherrschaft gründen zu wollen, und das war die verhaßteste von Allen, denn die jungen Leute fürchteten, nicht mit Unrecht, ausgehoben und in das innere, ungesunde Land geschleppt zu werden.

Kurz, Mosquera schien in Tomaco, wenn man die Bevölkerung hätte wollen über ihn abstimmen lassen, wenig Aussicht auf Erfolg zu haben. Desto größer war die Beunruhigung der Leute, als der kleine Dampfer, die „Anna", eines Tages die Kunde mit nach Tomaco brachte, daß Mosquera Buenaventura besetzt habe, und zwei „Kriegsschiffe" schon von dort ausgelaufen seien, um die südlicher liegenden Küstenstädte ebenfalls dem „neuen Präsidenten" zu unterwerfen. Sie hatten wenigstens Buenaventura schon verlassen, als die Anna dort anlief, wenn es auch noch eine Welle dauern konnte, bis sie hierherzu aufkreuzten, da ihnen Wind, wie Strömung an der Küste fortwährend entgegen waren.

Wie ein Lauffeuer zuckte diese Schreckenskunde über die Insel und die Bewohner schienen gar nicht an Widerstand zu denken, bis ein Franzose, der dort eine Art von Hôtel oder Branntweinwirthschaft mit

einem Kaufladen hielt und außerdem noch herüber und hinüber speculirte, der Unschlüssigkeit ein Ende machte, und von seinem Ladentisch aus den Einwohnern auseinander setzte, daß sie sich vertheidigen und ihre Freiheit bewahren müßten.

Der Mann sprach jedenfalls als Fremder unparteiisch, denn daß er ein Dutzend alte Musketen und ordinäre, schon halb verrostete Flinten auf Lager hatte, und außerdem Pulver und Munition führte, wovon er in ruhigen Zeiten außerordentlich wenig absetzte, konnte ihn kaum dazu bewogen haben, seinen Mitbürgern einen solchen Rath zu geben. Nichtsdestoweniger versäumte er keine Zeit, um die genannten Kriegsinstrumente, so rasch es anging, wenigstens von außen, wieder etwas in Stand zu setzen und den Rost zu entfernen. Was er an sonstigen Waffen: Pistolen und Messern, besaß, wurde ebenfalls vorgesucht, um zur Schau auf seinem Ladentische auszuliegen.

Unterdessen wirkte das ausgestreute Gift. In seinem Laden sammelten sich vorzugsweise die Müßiggänger der Stadt, um bei einem Glase Aguaardiente oder süßen Liqueurs, den sie sehr gern tranken und den Monsieur Renard so schlecht als theuer führte, ihre zukünftige Haltung zu besprechen. Sie wollten sich zu einem Entschluß hinaufarbeiten, der aber —

wie die Meisten recht gut wußten — im letzten und entscheidenden Augenblick doch unausführbar war.

Welchen Widerstand hätten sie einer bewaffneten Macht bieten wollen? Ein einziger Raketenschuß würde ihre ganze aus Bambus und Schilfdächern erbaute kleine Stadt in Brand gesteckt haben. Befestigungen gab es gar nicht — die Straßen lagen sämmtlich offen, feindliche Boote konnten in der Fluthzeit fast an jedem Theile der Insel landen. Dazu war die Bevölkerung fast waffenlos und, wenn sie auch Waffen gehabt hätte, ungeübt in dem Gebrauch derselben. Alle Vernunftgründe sprachen deshalb dafür, etwas, das man doch nun einmal nicht ändern konnte, ruhig über sich ergehen zu lassen, noch dazu, da es ihnen nicht einmal Nachtheil bringen konnte. — Aber der Branntwein! Sobald die Köpfe erregt waren, fingen die Leute an, welche ihre jetzige Regierung ebenfalls nur dem Namen nach kannten, patriotisch zu werden, und eines Tages, ehe es dunkel wurde, hatte Louis Renard seine sämmtlichen alten Musketen an den Mann gebracht, sogar seine eigene und letzte, ziemlich gute Doppelflinte verkauft und mit seiner Munition so weit aufgeräumt, daß ein neuer Auftrag nach Guajaquil oder Panama nöthig wurde.

Am nächsten Morgen waren die Bewohner von

Tomaco auch schon mit Tagesanbruch munter, und Kundschafter erkletterten den Felsen, um von dort aus einen besseren Ueberblick über die See zu gewinnen, und etwa ansegelnde Fahrzeuge augenblicklich signalisiren zu können. Ueberhaupt befand sich die Stadt in einer ziemlichen Aufregung, da sich zu gleicher Zeit eine Art von Miliz gebildet hatte, die freilich nur in der einen Hinsicht uniform war, daß sämmtliche „Soldaten" ohne Uniform erschienen. Auch zwei kleine Kanonen wurden vorgesucht, die der Postmeister einmal von der „Anna" erstanden hatte, wo man sie gebraucht, um Signalschüsse zu geben. Natürlich fehlte es an Kugeln dazu, die sich aber durch kleine Stücke gehackten Bleies ersetzen ließen, und es sah in der That so aus, als ob die Stadt entschlossen wäre, ihre „heiligen Rechte" bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen — aber es sah auch nur so aus.

Die Leute exercirten allerdings den ganzen Vormittag und als die Seebrise mit dem nahenden Abend das Land bestrich, begannen sie noch einmal, und die Meisten hatten sich schon gemerkt, was Links und Rechts war. Als indeß der ganze Tag verlief, ohne daß sich ein feindliches Segel blicken ließ, und am nächsten und nächstfolgenden Mosquera's Flotte immer noch auf sich warten ließ, erkaltete der Eifer, und

man fing an, seinen gewohnten Beschäftigungen wieder nachzugehen. Sie mußten das ja auch, wenn sie überhaupt leben wollten, denn wer denkt in diesem Klima daran, sich Vorräthe von dem anzulegen, was er gerade braucht! An der Insel lagen ein kleiner Schooner und zwei Wallfischboote, die angelaufen waren, um Früchte zu kaufen; diese mußten ihre Ladung bekommen, und die Fischer durften ebenfalls nicht länger müßig liegen, denn Alles murrte, daß kein einziger frischer Fisch im ganzen Orte zu finden war.

Man tröstete sich sogar damit, daß die ganze Flottengeschichte nicht wahr sei. Der liebe Gott wüßte, welches Märchen man den Leuten von der Anna in Buenaventura aufgebunden hatte. Mosquera dachte wahrscheinlich gar nicht daran, sie in ihrem abgelegenen Fischerdorf zu belästigen, und ihre Vorsichtsmaßregeln waren unnütz gewesen — hatten aber freilich nur jenen leichtsinnigen Menschen Schaden gethan, die sich verleiten ließen, so Hals über Kopf Schießwaffen und Munition zu kaufen. Was sollten sie jetzt mit den alten Schießeisen anfangen?

In einem neugebauten Haus, das sich durch die noch nicht wettergebräunten Tragestämme und das helle, frische Dach deutlich von den anderen unterschied, auch auffallend sauberer gehalten war und oben, statt

der sonst gewöhnlich halb oder ganz fehlenden Seitenwände, neue Bambusseiten zeigte, deren regelmäßig eingeschnittene Fenster mit einer dort gebräuchlichen Art von Bambusjalousien verhangen waren, wohnte ein Señor Ramos mit seiner Familie, der vor etwa drei Monaten mit seiner Frau, einem Kinde und zwei schwarzen Dienstleuten hierher übersiedelte, gleich nach seiner Ankunft den Platz kaufte und das Haus darauf baute.

In jenen glücklichen Ländern nämlich braucht man zu einem Hausbau keine Maurer, Zimmerleute, Tischler, Dachdecker, Tüncher, Glaser, Schlosser, Tapezierer und wie die schrecklichen Menschen alle heißen, die einem Bauherrn das Leben bis in das innerste Herzblut hinein vergiften, so daß er tagtäglich das Bauen auf ewige Zeiten verschwört. Wer sich ein „Haus" bauen will, accordirt dasselbe mit einem Eingeborenen, der sich entweder von seiner eigenen Familie helfen läßt, oder ein paar Nachbarn zur Arbeit nimmt, dann werden die dazu nöthigen Stämme im Walde frisch gefällt, Einer spaltet die jungen Palmen, die zu Boden oder Wänden benutzt werden sollen, indem man sie einhackt und ausbreitet, ein Anderer holt das Schilf oder die Palmenblätter zum Dach und schnürt sie mit Bast in Büschel zusammen. Wenn

einmal die Löcher gegraben sind, in welche die Pfähle zu stehen kommen, die den oberen und einzigen Stock tragen sollen, so ist auch das Haus in einer einzigen Woche fertig, und kann bezogen werden. Die Häuser stehen dort alle auf Pfählen. Es ist das viel gesünder und luftiger und auch des vielen Ungeziefers wegen nöthig, das sich unten auf dem Boden weit zahlreicher einfinden würde. Nur in den kleinen Städten haben die Kaufleute ihre Läden unten, indem sie einen Palmen- oder Bambusverschlag um die unteren Stämme machen, aber auch sie wohnen oben. Ueberhaupt würde es Niemandem einfallen, auf der feuchten Erde zu schlafen, wenn er sich nicht gerade draußen im Wald befindet, und dazu gezwungen ist.

Señor Ramos muthete das nicht einmal seinen Dienstleuten zu, sondern setzte noch ein kleines Nebenhaus für diese an, das zwar seine besondere Leiter hatte, mit dem Hauptgebäude aber im ersten Stock durch einen schmalen und schwanken Bambussteg verbunden war, der Abends durch eine vorgebundene und mit einer Matte bedeckte Gitterthür von dem nämlichen Material abgesperrt wurde.

Señor Ramos mußte — wenn die Vermuthung der Leute von Tomaco richtig war — ein sehr reicher Mann sein, denn er arbeitete nicht allein Nichts —

das thaten sehr Viele in Tomaco — er verkaufte auch Nichts, und bezahlte Alles, was er brauchte — wenn das auch nicht viel war — baar und in blankem Silber. Er verließ auch sein Haus nur sehr selten, schrieb aber dort fleißig, und nur, wenn der englische Dampfer kam, fuhr er mit dem Capitän an Bord zurück, blieb dort, bis das kleine Fahrzeug wieder zu arbeiten anfing, und kehrte nachher in seinem eigenen Canoe, das sein Neger ruderte, an Land und in sein Haus zurück.

Er war, wie man recht gut wußte, ein Feind Mosquera's und ein getreuer Anhänger der Regierung von Panama, denn er hatte, als er hierher zog, kein Hehl daraus gemacht. Trotzdem kaufte er sich weder bei Señor Renard eine von dessen alten Musketen, noch exercirte er mit in der Sonne am Strand, und als ihn der Postmeister direct dazu aufforderte, sich an der Nationalvertheidigung zu betheiligen, meinte er, er könne schon exerciren, und wenn es wirklich zum Kampf käme, würde er neben dem Postmeister fechten, — eine Sache, die der Postmeister — allerdings aber nur im Stillen — für sehr unwahrscheinlich fand, denn er selber war noch gar nicht mit sich einig, ob er es soweit würde kommen lassen.

Zweites Capitel.

Die erste Crinoline.

Jetzt herrschte wieder Ruhe auf Tomaco. Fünf Tage waren vergangen, seit Capitän King von der Anna die Nachricht gebracht hatte, daß die Mosquera-flotte unterwegs sei. Sie fand aber durch Nichts eine Bestätigung, im Gegentheil war sogar eben ein Canoe von Irapiche eingelaufen, das Gummi geladen hatte, und dafür Aguaardiente mitnehmen wollte, und dessen Leute aussagten, an der ganzen nördlichen Küste wisse man Nichts von einem Einbruch der Mosquera-Truppen. Buenaventura sollten sie allerdings besetzt haben, von dort aber seien die Schiffe wieder nach Norden gegangen, um zuerst Panama zu nehmen, und dadurch die Regierung des ganzen Landes in die Hand zu bekommen.

Der leichte, sorglose Sinn der Bevölkerung verlangte nicht mehr, denn schon die gehabte Aufregung war ihnen unbequem gewesen. Die Fischer schaukelten schon lange wieder draußen in ihren Canoes, während die Landeigenthümer hinaus in ihre Platanare gingen, um die schweren Fruchttrauben derselben an den Strand zu tragen, oder hinauf in die Cocospalmen zu steigen, um die erst halbreifen, aber mit erquicken-

dem Wasser gefüllten Früchte abzupflücken und mit einer geschickten Schwingung der Hand so hinabzuwerfen, daß sie sich in der Luft drehten und dann mit ihrer Spitze in den Sand fielen. Schlugen sie breit auf, so platzten sie leicht durch ihr Gewicht, denn die Nuß ist so mit Milch angefüllt, daß diese herausspritzt, sowie man nur mit einem Messer hineinsticht.

In dem kleinen Städtchen herrschte wieder ganz das alte Leben. Nur die Frauen waren in einer etwas ungewöhnlichen Bewegung, denn „Señor Renard" hatte mit dem Dampfer von Panama einen Gegenstand bekommen und eben ausgepackt, der ihr Interesse wunderbar fesselte, und zu den lebhaftesten Debatten Veranlassung gab.

Der Gegenstand war in der That von großer Wichtigkeit, nämlich nichts Geringeres als — eine Crinoline, und zwar die erste, die in diesem entlegenen Theil der Welt je gesehen worden.

In einem Ort, wo es so viel müßige Leute gab, wie in Tomaco, verstand es sich von selbst, daß die wenigen Kaufleute beim Auspacken ihrer eben angekommenen Waaren immer eine Menge von Zuschauern hatten. Es lag das ja auch mit in ihrem eigenen Interesse, denn es machte eine Ankündigung derselben unnöthig, sobald das schöne Geschlecht Stück für Stück

derselben in Augenschein nahm, und dann sicherlich schon an dem nämlichen Abend Stück für Stück einzeln besprach und kritisirte. Selbst schon beim Auspacken wurde manches Stück verkauft, denn darin bleiben sich die Menschen überall in der ganzen Welt gleich, ob sie nun in einer braunen oder weißen Haut herumgehen: daß sie nämlich gern das Neueste haben und sich besonders bei der Auswahl solcher Dinge zu dem hingezogen fühlen, was ihnen aus fremden Ländern gebracht wird.

Auch diesmal hatte sich ein Theil Neugieriger eingefunden, als Renard seine neuen Waaren öffentlich — wie er es stets that — auspackte, und allerdings wäre es nicht leicht gewesen, etwas Derartiges in diesen offenen Häusern heimlich zu thun. Renard kam freilich selbst in Verlegenheit, als er diese erste und einzige Crinoline aus ihrem Versteck hervorzog und entfaltete, denn wenn ihm auch der Verkäufer in Panama angezeigt hatte, daß er ihm in Kiste so und so, einen aus Paris erhaltenen Artikel neuer Damenmoden mitschicke, so war der Franzose, der früher Kellner, dann Matrose auf einem Wallfischfänger gewesen und später in Chile desertirt war, doch keineswegs in die Toilettengeheimnisse der Damen soweit eingeweiht, um selbständig gleich an Ort und Stelle

beurtheilen zu können, wie dieser höchst durchsichtige Gegenstand zu einer Damengarderobe verwandt werden könne. Den Nutzen begriff er nicht, und als Zierrath oder Schmuck schienen ihm die Drahtreifen nicht elegant genug, um gerade aus Paris zu kommen.

„Que es esta?“ (Was ist das?) riefen die Damen wie aus einem Munde, als er das wunderliche Ding entpuppte. — „'donde viene, (wo kommt es her?) Señor?“

„No se,“ (Ich weiß nicht) sagte Monsieur Renard achselzuckend, indem er den fraglichen Gegenstand selbst mißtrauisch betrachtete, „alguna cosa por las Señoritas“ (Etwas für die Damen).

„Por las Señoritas? Impossible! Que barbaridad!“ stöhnte eine dicke Negerin entrüstet, als ihr vielleicht einfiel, wie sie in einem solchen Kleidungsstück aussehen würde.

Das wunderbare Fabrikat ging nun von Hand zu Hand; während aber die jungen Mädchen errötheten und unter einander kicherten, die älteren Damen mißbilligend den Kopf schüttelten, sammelten sich immer mehr Leute vor dem Hause des Herrn Renard, und mit wenigen Ausnahmen fehlte, kaum eine Viertelstunde später, keine von Evas Töchtern — hoch oder gering — um den neuen Putz in Augenschein zu nehmen.

Aber zu einem Resultat kamen sie nicht. Selbst das Wort Crinolina blieb ihnen ein Räthsel, denn Niemand wußte, was es bedeuten solle, obgleich es spanisch klang. Es waren nämlich weder Pferdehaare, noch Leinwand daran, was es allenfalls hätte bedeuten können, sondern nur Baumwolle und Eisendraht.

Endlich machte Señoras Ramos Schwarze, die bei der Versammlung nicht fehlen durfte, den Vorschlag, ihre Herrin zu fragen. Diese hatte sich in Bogota — wenn sie auch hier außerordentlich einfach ging, stets nach der neuesten Mode gekleidet, und ihr Herr bekam immer Zeitungen, in denen lauter Neues stand. Vielleicht wußten die es.

Das war ein Vorschlag zur Güte, und Renard's Frau — eine Eingeborene — wurde augenblicklich abgesandt, um eine Aufklärung, wenn irgend möglich, zu erbitten, indessen die Damen in äußerster Spannung auf dem Posten blieben. Sie mußten doch erfahren, wie dieses neue Kleidungsstück getragen würde.

Nach einer Viertelstunde endlich — und wie lang ihnen diese wurde! — kehrte sie zurück und das Räthsel war gelöst. Dies Drahtgeflecht stellte nur einen Unterrock vor — die anderen Kleider wurden darüber gezogen, um recht hübsch und weit auszublähen.

— Das war das ganze Geheimniß, aber die Lösung befriedigte die Damen noch nicht, denn nun wollten sie auch einmal sehen, wie das wunderliche Ding getragen würde, und ob es praktisch wäre — das heißt, ob es vornehm aussähe.

Hier aber fand sich eine andere Schwierigkeit, denn Niemand wollte es anfangs anprobiren — selbst Señora Renard weigerte sich hartnäckig. Eine alte Negerin erbot sich endlich — gegen angemessene Vergütung natürlich — die Probe an sich machen zu lassen. Sie trotzte allen Schrecken. Renard aber war klug genug, darauf nicht einzugehen, denn er wollte die neue Mode, von der er später einen erklecklichen Profit hoffte, nicht gleich von vornherein lächerlich und dadurch unmöglich machen. Endlich bewog er ein junges allerliebstes Mädchen von Halbblut durch das Opfer eines buntseidenen Tuches, die Crinoline unter ihr Kleid zu ziehen. Die Toilette wurde im Laden selber, unter der Beihülfe von Renard's Frau, gemacht, die Thüre indeß verhangen, und die rings versammelten Frauen hielten schon unberufene Neugierige ab, daß sich nicht ein oder der andere junge Bursche gelüsten ließ, durch die allerdings zahlreichen Ritzen des Hauses zu schauen, denn im Stande wären die es gewesen.

Es war ein großer Moment im Leben dieses einfachen Naturvolkes, als Juanna, wie das junge Mädchen hieß, endlich im vollen Staat und Glanz aus der Mattenthür des Ladens trat, denn da sich ihr Kleid als zu kurz und eng erwiesen, hatte ihr Madame Renard für die Probe ihr bestes Sonntagskleid geborgt, das mit seinen rothen und grünen Blumen ordentlich glänzte und funkelte. Verschämt und kichernd ging die junge Dame ein paar Mal vor dem Laden auf und ab, immer dann und wann selbst staunend auf die Pracht niederzuschauen, die sie umgab. Wen störte es, daß sie bloße Füße hatte, und daß ihr das volle lockige schwarze Haar wild und ungeordnet um die Schläfe hing?

Die Damen fingen wirklich schon an, Geschmack an der Sache zu finden. Wie viel schöner sah man das Muster auf einem Kleid, wenn man es so ausgespannt tragen konnte, und wie vornehm schaute das arme einfache Ding, das Mädchen, in dem Gestell aus — und wie viel Zeug brauchte man für einen einzigen Rock.

Juanna selbst wünschte sich in ihrem ungewohnten Staat auch der kranken Schwester zeigen, die daheim lag und Nichts von all den Herrlichkeiten zu sehen bekam. Leichtsinniger Weise erlaubte es ihr Renard

— wohnte ſie doch nur ſchräg gegenüber — und Juanita flog der eigenen Wohnung zu, an der — wie bei allen übrigen Häuſern, nur eine ſchmale Leiter — oft nur ein eingekerbter Baumſtamm — lehnte, um an dieſem auf und ab zu ſteigen.

Die Meiſten der Neugierigen folgten ihr, kaum aber war ſie drei oder vier Stufen hinauf geſtiegen, als die Zuſchauer unten in ein ſchallendes Gelächter ausbrachen. Das arme Kind merkte jetzt, daß ihr Kleid, das ihr ſonſt glatt am Körper niederhing, weit auf der Leiter ausblähte. Aengſtlich drückte ſie es zuſammen, aber die elaſtiſchen Reifen wichen aus — was ſie auf der einen Seite niederdrückte, ſtand auf der anderen um ſo viel weiter ab. Vor Scham tief erröthend, ſprang ſie endlich von der Leiter mit einem Satz hinab, um die häßlichen Reifen ſo raſch als möglich los zu werden.

Das gab der Crinoline den Todesſtoß, denn daran hatte bis jetzt noch Niemand gedacht. Welche Frau oder welches Mädchen hätte mit einem ſolchen Putz ihr Haus je verlaſſen oder wieder dahin zurückkehren können? Es war rein unmöglich, denn an allen Häuſern lehnten dieſe Leitern, und Monſieur Renard that das Einzige, was er mit der Crinoline überhaupt thun konnte — denn kaufen wollte ſie jetzt

Niemand — er hing sie in seinen Laden unter Siebe, eiserne Töpfe, Besen und andere dergleichen im Handel vorkommende Dinge, an der Decke auf, und nahm sich vor, mit dem nächsten Dampfer nach Panama an seinen Correspondenten zu schreiben, ihm doch um Gottes Willen keine weitere Nachsendung derartiger Moden zu machen.

Juanna hieß aber von dem Tag an nur La Crinolita in der ganzen Stadt, und lange noch standen die Leute vor dem Hause und lachten und plauderten mit einander, bis endlich ein tüchtiger Regenschauer sie in ihre Häuser trieb, und sie von dort aus, über die Straße hinüber und unter einander, aber doch unter Dach, das höchst interessante Gespräch über die merkwürdige Neuigkeit fortsetzen konnten. An Mosquera's Flotte dachte Niemand mehr.

Drittes Capitel.

Der Alarm.

So rückte der Abend heran. Der Regen hatte aufgehört und am westlichen Horizont wurde eben noch ein rother Gluthstreifen sichtbar, den die untergehende Sonne auf ihrer Bahn nach sich zog, als plötzlich ein Canoe um die nördliche Landzunge bog

und, von den Rudern der darin Sitzenden getrieben, wie ein Pfeil über das Waſſer dahin und der Landung zuſchoß.

„Mosquera!“ hieß der Schreckensruf, der gleich darauf durch die kleine, noch ebenſo ruhige Stadt zuckte — „Mosquera! — Draußen ſegeln die Schiffe an und Tomaco iſt vom Feinde bedroht.“

Das war ein Durcheinanderlaufen, und wie ſich Alles noch vor wenigen Stunden lachend uud jubelnd um Renard's Laden gedrängt hatte, ſo rannten die Leute jetzt nach dem Strande, um von den eingelaufenen Fiſchern das Nähere über die beunruhigende Kunde zu hören. Selbſt Señor Ramos befand ſich diesmal unter den Neugierigen. Aber der Bericht, den die Seeleute geben konnten, lautete immer noch unbeſtimmt, wenn er auch das Schlimmſte fürchten ließ.

Sie hatten draußen an der Punta Mariana gefiſcht, und befanden ſich ſchon wieder auf dem Heimweg, als ſie zwei Fahrzeuge bemerkten, die gegen den Wind aufkreuzten und augenſcheinlich auf Tomaco zuhielten. Das eine war ein Schooner geweſen, das andere eine Galeotte. Wie ſie näher kamen, hatten ſie auf dem Schooner eine Flagge aufgezogen, da ſie aber von ihnen fortwehte, konnten ſie die Farben nicht

erkennen, und wahrſcheinlich ſollte das ein Zeichen ſein, daß man ſie an Bord verlangte, um dort vielleicht als practicos oder Lootſen zu dienen.

Aus Furcht davor hatten ſie ſich in die Ruder gelegt und waren geflohen, während das kleinere Fahrzeug, die Galeotte, ſobald ſie das an Bord merkte, verſuchte, ihnen den Weg abzuſchneiden. Aber das ging freilich nicht; ſie ſelbſt hielten ſich in ſeichtem Waſſer, wohin ihnen das tiefer gehende Segelſchiff nicht folgen durfte, wenn es nicht auf den Grund gerathen wollte, und als es wenden mußte, trieb es der ungünſtige Wind viel mehr zurück, als daß es Fortgang gemacht hätte.

„Und wann könnten ſie hier ſein?“

Keinen Falls vor morgen früh, denn von der letzten Punta aus hatten ſie die beiden Kriegsfahrzeuge nur noch in weiter Ferne geſehen, und ohne Lootſen an Bord durften ſie nicht wagen, in dunkler Nacht hier einzulaufen.

Das war der einzige Troſt, den ſie mitbrachten, aber am nächſten Morgen konnten die Bewohner von Tomaco darauf rechnen, den unwillkommnen Beſuch der Feinde da zu haben.

Was nun thun? Ihr erſter Nationalitätseifer war ſchon merklich abgekühlt, und ſollten ſie wirklich

all' ihr Hab' und Gut daran wagen, um der Regierung in Panama, die bis dahin noch gar Nichts für sie gethan, die Insel in treuer Botmäßigkeit zu erhalten? Wer vergütete ihnen den Schaden, wenn die Stadt in Brand geschossen wurde? — Aller Wahrscheinlichkeit nach Niemand, und die Stimmung der Bevölkerung fing an, eine entschieden friedliche zu werden. Selbst Renard, der keine verkäuflichen Waffen mehr an der Hand hatte, hütete sich, ein einziges aufregendes Wort fallen zu lassen, ja er wußte sogar einige Beispiele von andern Städten Neu-Granadas zu erzählen, wo Mosquera — weil er keinen Widerstand gefunden — vollkommen friedlich eingezogen war und Niemanden belästigt hatte.

Nur der Postmeister blieb Feuer und Flammen und war wieder emsig beschäftigt, die Landwehr zu organisiren, die er am liebsten die ganze Nacht durch hätte exerciren lassen. Dazu brachte er die Leute nun allerdings nicht, aber sein Beispiel diente doch dazu, sie wenigstens in etwas aufzuregen. — Schämten sie sich doch, so gar kalt zu bleiben, wo es die Vertheidigung des Vaterlandes und des eigenen Heerdes galt. Sie verstanden sich also dazu, am nächsten Morgen, noch vor Tag, den Strand zu besetzen, die Kanonen zu richten und — wie es der Postmeister verlangte —

„mit Gut und Blut ihre Ehre und ihre Rechte zu vertheidigen.“

Der Postmeister sorgte auch dafür, daß sie nicht zu lange schliefen, denn kaum tauchte der Morgenstern über den Baumwipfeln des festen Landes auf, so rasselte, von ihm selber bearbeitet, eine alte Trommel durch die stillen Straßen der Stadt, um in einer Art von verzweifeltem Generalmarsch die Bevölkerung zu wecken, die jungen Männer herauszurufen und die Frauen und Kinder durch den ungewohnten Lärm fast zu Tod zu ängstigen.

Er unterließ auch keine Vorsichtsmaßregeln. Ein Canoe wurde, als noch tiefe Nacht auf dem Meere lag, an die nördliche Punta hinaufgeschickt, um dort auf Wacht zu liegen, bis der Tag anbreche, und dann ungesäumt genaue Kunde zu bringen. Ebenso wurden auf den Felsen hinauf Posten geschickt, und ihnen eine kleine Fahne mitgegeben, durch welche sie bestimmte Botschaften auf eine vorher bestimmte Art herabwinken sollten — was sie aber natürlich vergaßen, ehe sie nur oben waren.

Unterdessen ließ er die beiden Kanonen an die äußerste Spitze der Insel schaffen, von wo er aus beide Canäle — wenn auch nicht gerade beschießen, doch jedenfalls bedrohen konnte, und ebenso mußten die Leute

mit Spitzhacken und Schaufeln arbeiten, um eine Art Schanze aufzuwerfen, hinter der ſie gedeckt gegen das Feuer der Schiffe ſtehen konnten. In dem lockeren Sande war leicht zu arbeiten und ſie hatten bald eine Bruſtwehr ausgegraben, die hinreichend ſchien, ſie zu verbergen, wenn ſie auch einer wirklichen Kanonenkugel kaum einen Widerſtand geboten hätte.

Bis Tagesanbruch waren ſie richtig damit fertig. Der Poſtmeiſter blickte mit Stolz auf das vollendete Werk, und als der Tag graute, hingen Aller Blicke mit Spannung an dem weſtlichen Horizonte, den noch ein duftiger Nebel deckte. Kaum aber hob ſich die Sonne, ſo preßte ſie auch dieſe leichten Schwaden auf die Oberfläche der See nieder, von der ſie raſch aufgeſogen wurden, und „dort ſind ſie! dort ſind ſie!“ lief der Ruf von Mund zu Mund und fand bald ſein Echo in der Stadt, der die geängſtigten Frauen und Kinder entſtrömten, um den Feind mit eigenen Augen zu ſchauen.

Zu gleicher Zeit winkten die Poſten auch auf den Hügeln mit ihren Fahnen, und kam das nach der Punta ausgeſandte Canoe in voller Eile zurück. — Sie Alle hatten den Feind zu gleicher Zeit bemerkt, und die Richtung, welche die kleinen Fahrzeuge mit der ſchwachen Morgenbriſe nahmen, ließ keinen Zweifel mehr, daß

Tomaco wirklich ihr Ziel sei. — Aber waren es auch wirklich Kriegsschiffe?

In dem breiten weißen Streifen, der um den Rumpf herum lief, zeigten sich allerdings die schwarzen viereckigen Portlöcher — aber ob es gemalte oder wirkliche Porte waren, ließ sich in der Entfernung noch nicht erkennen, und solche gemalte Porte führten fast alle Kauffartheischiffe, während die wahren Kriegsschiffe gewöhnlich ganz schwarz angestrichen waren und nicht die geringste Abzeichnung trugen.

Der Postmeister selber, der eine Art von Telescop besaß, das er einmal einem Walfischfänger um ein Billiges abgekauft, bemühte sich vergebens, etwas Genaueres zu erkennen — das verwünschte Glas hatte so viel gekratzte Risse! — Nicht einmal eine Flagge zeigten sie, und suchten nur mit sämmtlichen beigesetzten Segeln den schwachen Wind zu fassen und dadurch vorwärts und auf Ankergrund zu kommen. Mit der Seebrise, die den Nachmittag etwa um drei Uhr einsetzte, durften sie sicher darauf rechnen, die Einfahrt des Hafens in ihrer Gewalt zu haben.

Es war jetzt in der That nichts weiter zu thun als diesen Zeitpunct eben abzuwarten, denn ein verzweifelter Plan, den der Postmeister entwarf, mit Canoes und Booten nämlich in die offene See hinaus-

zufahren, und die Kriegsschiffe zu entern und zu nehmen fand auch nicht den geringsten Anklang. Die Leute meinten ganz vernünftig: wenn sie das wollten, könnten sie ja nur ruhig warten, bis die beiden Fahrzeuge zu ihnen hereinkämen; dann hätten sie es doch jedenfalls weit bequemer.

Indessen ging der Alkalde, dem nicht wohl bei der Sache wurde, zu Señor Ramos hinüber, um dessen Meinung zu hören; er staunte aber nicht wenig, als ihm dieser ganz ruhig sagte, er würde an seiner Stelle nicht den geringsten Widerstand leisten, denn einem ordentlichen Angriff hielten seine Leute doch nicht Stand, und Widersetzlichkeit würde den Feind nur erbittern, aber nie etwas an der Sache — der Besetzung Tomacos durch Mosquera's Truppen — ändern.

„Wenn Sie das nur dem Postmeister gesagt hätten!" entgegnete, etwas bestürzt, der Alkalde. „Der ist ganz Feuer und Flamme."

„Der Postmeister ist ein Bramarbas," sagte Señor Ramos ruhig. — „Lassen Sie den da draußen maneuvriren, er wird nicht den geringsten Schaden thun."

Dabei blieb es, und die Einwohner von Tomaco beobachteten mit ängstlicher Spannung das zwar

langsame, aber doch unverkennbare Näherrücken der „Flotte".

Den stolzen Namen Flotte verdienten die beiden kleinen Fahrzeuge allerdings nicht. Es waren ein paar ganz gewöhnliche Schooner, wie sie überhaupt an der Küste kreuzten, um Tauschhandel zu treiben und selten größere Reisen als nach Panama und wieder zurück zu machen. Noch dazu wurden zu diesen Fahrten gewöhnlich die ältesten und schlechtesten Schiffe benutzt, da sie in dieser Breite nie eine schwere See oder gar einen Sturm zu fürchten hatten. Das Schlimmste, womit sie kämpfen mußten, waren Windstillen, die ihre Reise oft um das Dreifache verlängerten. Uebrigens fanden sie überall an der Küste kleine Häfen, wo sie einlaufen und frische Provisionen kaufen konnten — Wassermangel fand in einer Gegend nie statt, wo wenigstens einmal an jedem Tag ein kleiner Wolkenbruch fiel, so daß man an Deck, mit einem ausgespannten Segeltuch, leicht auffangen konnte, was man über Tag brauchte.

Die beiden kleinen Fahrzeuge schienen nun auch nicht um einen Grad besser zu sein, als alle anderen derartigen gleichen Gelichters, und möglich, daß der Postmeister, der lange Jahre seines Lebens an der Küste zugebracht, auch der festen Ueberzeugung war,

er hätte es nur mit friedlichen Küstenfahrern zu thun und könne, in sehr billiger und gefahrloser Weise, seinen Muth zeigen und seinen Landsleuten imponiren. Mosquera, noch nicht im Besitz Panamas oder irgend eines anderen bedeutenden Hafens, war aber in der That genöthigt gewesen, ein paar ganz gewöhnliche Schooner, wie er sie an der Küste genommen oder aufgekauft hatte, zu bemannen und zu armiren, und da die Bewohner dieser kleinen Hafenplätze auch wohl noch nie ein wirkliches Kriegsschiff gesehen hatten, so konnten sie, seiner Meinung nach, recht gut Alles erfüllen, zu was er sie brauchte — und erfüllten es auch in vielen Fällen.

Die Spannung am Lande hatte ihren Höhepunct erreicht, als beide Schooner, etwa Mittags um 12 Uhr, draußen vor dem Eingange des Canals, neben einander ankerten, und gleich darauf ein kleines Boot in See gelassen wurde — was man mit bloßen Augen deutlich erkennen konnte — in das einige Mann hineinstiegen und dann dem Lande zuruderten. Hinten im Heck des Bootes stand ein Offizier, und als er näher kam, hob er eine kleine weiße Fahne empor — es war richtig ein Parlamentairboot, und da die Leute recht gut wußten, daß sie von den paar Mann keinen Ueberfall zu fürchten hatten, drängten sie mehr und mehr

der Landung zu, um dort gleich an Ort und Stelle das Schlimmste zu erfahren.

Selbst der Postmeister, der aber seinen Leuten streng anbefahl, auf ihren Posten zu bleiben, den sie bis auf den letzten Mann vertheidigen wollten, näherte sich der Stelle, um bei dem Kriegsrath zugezogen zu werden.

Still und schweigend ruderte indeß das Boot heran, und die vier Leute an den Riemen — ruppig genug aussehende Burschen, wenn sie wirklich zu einem Kriegsschiff gehörten — warfen bei ihrer Arbeit etwas scheu den Kopf zurück nach den Leuten am Strande, und schienen keineswegs eines ganz freundlichen Empfanges gewiß zu sein.

Vollkommene Ruhe bewahrte indeß der Offizier selber, der, als das Boot den Sand scheuerte, von seinem Sitze aufstand und die weiße Fahne emporhob. Da aber gerade Ebbe war, lag das Boot, wenn auch schon festgefahren, noch immer wohl zehn oder zwölf Schritte von dem seichten Strande ab, und Einer der Leute sprang ohne Weiteres hinaus und in's Wasser, um ihn auf seinen Schultern auf trockenen Boden zu tragen, denn er hatte Stiefeln an, die er nicht naß machen durfte.

Der Offizier nahm das auch an, und zwar als

eine Sache, die sich von selbst verstand, wenn es ihm auch in der Würde seiner Stellung und europäischen Augen gegenüber vielleicht Eintrag gethan hätte, so huckepack und nichts weniger als graziös, an's Land geritten zu kommen. Hier aber war man etwas Aehnliches schon so gewöhnt, daß Niemand nur eine Miene deshalb verzog und der Alkalde, in etwas steifer und gezwungener Haltung ihm entgegentrat, um zu erfragen, was er wünsche und was die Schiffe da draußen beabsichtigten.

Der Offizier grüßte freundlich, ohne sich dann aber bei weiteren Höflichkeiten aufzuhalten, sagte er ruhig:

„Señores, ich komme hierher im Namen meines Capitäns und Admirals, des ehrenwerthen Don Juan Salcantra, um Sie aufzufordern, Sr. Excellenz, dem geliebten und tapferen Präsidenten Mosquera, den Huldigungseid zu leisten und zu schwören, daß Sie diesen Platz gegen alle Feinde Sr. Excellenz vertheidigen und ihm überhaupt treue Unterthanen sein wollen."

Todtenstille folgte dieser Aufforderung, und selbst der Alkalde war in Verlegenheit, was er darauf erwidern solle. Mit der Schlauheit und Geschmeidigkeit der ganzen spanischen Race ließ er aber doch nicht lange auf eine Antwort warten und erwiderte freundlich:

„Señor, wir sind ruhige und friedliebende Bürger auf Tomaco, die mit treuer Anhänglichkeit an ihrer Regierung hängen und erst vor ein paar Tagen erfahren haben, daß eine Revolution im Lande ausgebrochen sei. Daß der neue Präsident in Panama Mosquera heißt, wußten wir noch gar nicht, und wenn Sie uns von dort den schriftlichen Befehl zu dem eben Verlangten bringen, sind wir mit Vergnügen bereit, Ihrem Wunsche zu willfahren."

„Die Regierung in Panama," sagte nun der Offizier finster, „ist gestürzt — General Mosquera regiert jetzt allein im Lande, und deshalb haben die verschiedenen Hafenplätze auch von ihm allein Befehle entgegen zu nehmen, die er aber nie schriftlich, sondern nur mündlich giebt."

„Bitte um Entschuldigung, Señor," nahm der Postmeister das Wort. „Die Regierung von Panama ist nicht gestürzt, wenigstens nicht, daß Sie etwas davon wissen könnten, denn der englische Dampfer, der direct von Panama kam, hat erst nach Ihnen Buenaventura verlassen, und uns noch Depeschen unserer Regierung mitgebracht."

„Señor," erwiderte der Offizier kalt, „die Regierung von Panama ist im ganzen Lande gestürzt, und in Panama eingeschlossen, Sie können dieselbe

also nicht mehr Regierung nennen. Aber ich bin nicht hier, um mich mit Ihnen in einen Wortstreit einzulassen. Meine Aufforderung an Sie ergeht nur dahin, ob Sie sich den rechtmäßigen Behörden unterwerfen wollen, wo nicht, werden wir mit unseren Schiffen Ihren Gehorsam zu erzwingen wissen, und die Folgen — haben Sie sich dann selber zuzuschreiben. — Ich bitte um Antwort."

„Und die soll Ihnen werden," rief der enragirte Postmeister, ehe der Alkalde selber das Wort ergreifen konnte. — „Kommen Sie nur so nahe, daß wir Sie mit unseren Kanonen erreichen können, so wollen wir Ihnen eine Antwort hinüberschicken, daß Ihnen die Köpfe brummen."

„Ist das Ihr letztes Wort?" frug der Offizier finster.

Der Alkalde wollte etwas erwidern, aber die Umstehenden, denen die kecke Rede ihres Postmeisters imponirte, brachen in ein donnerndes Hurrah aus, und die Leute im Boote griffen erschreckt nach ihren Rudern, weil sie sich nicht sicher fühlten, daß die übermüthigen Burschen am Ende über sie herfallen könnten. — Was wußten sie von Völkerrecht oder Parlamentairflagge!

Der Offizier mochte etwas Aehnliches fürchten, denn er trat dicht zum Rand des Wassers zurück und

sah sich nach seinen Leuten um. Dadurch gewannen die Bewohner von Tomaco nur neuen Muth. Der Alkalde wollte etwas sprechen, aber er kam nicht zu Worte — wieder gaben die Hurrahschreier eine volle Salve, und der Offizier, mit gänzlicher Mißachtung seiner blanken Stiefeln und trockenen Beinkleider, trat in das Seewasser hinein, war mit wenigen Schritten bei seinem Boote, schwang sich hinein, und während sich die Ruderer mit aller Macht in die Riemen legten, glitt die etwas plumpe Jolle wieder in tiefes Wasser zurück und dem Schiffe zu.

Viertes Capitel.

Die Einnahme von Tomaco.

Draußen in See hatte indeß die Mannschaft mit großer Spannung dem Erfolg des Parlamentairs entgegengesehen, denn dieser gab ja die Entscheidung, ob sie die vor ihnen liegende Insel ruhig besetzen oder sie erst nach einem vielleicht harten und blutigen Kampfe erobern sollten.

Und eine wunderliche Mannschaft war es in der That, welche die Decks der kleinen Fahrzeuge füllte. Besonders der Schooner, eigentlich das stärkere Schiff von den beiden, zeichnete sich darin aus, denn zusam-

mengelesseneres Volk ließ sich kaum auf der Welt denken. Nicht ein Mann sah aus wie der andere oder hatte auch nur das geringste Seemännische in seinem Wesen. Schmutzig, abgerissen, nicht einmal in ihrer Hautfarbe gleich, die vom tiefen Schwarz des Negers bis zu der braunen Haut des Halbindianers alle verschiedenen Schattirungen zeigte, räkelten sie sich und lagen über Deck, und die drei oder vier Europäer dazwischen schienen einer ganz anderen Welt anzugehören.

Besonders der Steuermann, ein Engländer, und wie alle englischen Seeleute sauber und adrett gekleidet, sah mit unbeschreiblicher Verachtung auf den Troß hinab, als er jetzt oben auf dem Quarterdeck, sein Telescop in der Hand, die Befehle des Capitäns, eines Neu-Granadiensers, erwartete.

Aber die Schiffe wenigstens paßten zu der Mannschaft, denn wenn man ihnen von außen auch erst kürzlich einen frischen Ueberzug von Oelfarbe gegeben hatte, so konnte das doch den Augen eines Kundigen die alten Schäden nicht verbergen, die sich nicht übertünchen ließen. Selbst der Hauptmast war geflickt und die Segel schienen nur aus einzelnen Lappen zusammengesetzt zu sein — die meisten Taue bestanden aus zusammengedrehter roher Haut und aus dem Deck selber hatte Alter oder lange Benutzung schon ganze

Spähne herausgefressen, daß es gar nicht mehr ordentlich geschenert werden konnte. Ueberhaupt sah das ganze Fahrzeug genau so aus, als ob es eine einzige tüchtige See rettungslos in den Grund waschen müsse, während der untere Raum, in dem die Besatzung schlief und aß, gar keine Beschreibung zuließ.

Allerdings hatte der Steuermann versucht, in diese Wirthschaft Ordnung oder doch wenigstens Reinlichkeit zu bringen, aber vergebens. Die ganze Mannschaft trat gegen ihn auf, und da ihn der Capitän in seinen Bemühungen nicht im Geringsten unterstützte, ja seinem Cajütenjungen sogar gestattete, daß er die Cajütte in einem ähnlichen Zustande hielt, so ließ er es endlich gehen; was sollte er sich auch mit den Land-Lubbern die Schwindsucht an den Hals ärgern?

Jetzt kam das Boot zurück.

„Wie die Kerle nur rudern!" brummte er leise vor sich hin. „Ein Heidenglück, daß hier kein Mensch einen Begriff davon hat, wir müßten uns zu Tode schämen mit unserer Bande. Hol' sie der Henker!"

Und er spuckte dabei seinen Tabacksaft mit einem wahren Ingrimm in's Meer hinein.

Das Boot kam indeß näher und der Capitän — oder Almirante, wie er sich stolz nennen ließ — hatte schon ungeduldig mit seinem Fernrohre hinüber ge-

ſehen. Der Offizier, der jetzt im Boot aufgerichtet ſtand, ſchüttelte die emporgehobene Hand zum Zeichen der Verneinung, und leiſe vor ſich hinfluchend rief der Neu-Granadieſer:

„Nun, Señores, wenn Ihr es denn nicht anders haben wollt, ſo kann ich Euch nicht helfen! — Señor Culpepper," wandte er ſich dann an den Engländer, „geben Sie den Befehl, daß die Kanonen ſcharf geladen werden, wir wollen den Herren da am Ufer, ſowie wir etwas näher hinan kommen können, die in Buenaventura aufgetragenen Grüße bringen."

Señor Culpepper zerbiß eine Verwünſchung zwiſchen den Zähnen und ging nach vorn, denn was auf einem wirklichen Kriegsſchiffe nur durch den Befehl und die Pfeife des Bootsmannes beordert wird, mußte er ſelber überwachen, und vielleicht auch mit Hand anlegen, wenn er es gethan haben wollte.

Indem ſtieg eine ſchmächtige hagere Geſtalt in einem blauen Rock mit blanken Knöpfen und ſtraff anliegenden ſchwarzen Haaren, einen kleinen Panamahut auf dem Kopf, an Deck, wo ein paar Matroſen eben beſchäftigt waren, das Sonnenzelt aufzuſpannen. Der Neuheraufgekommene aber, wenn er auch ſelbſt vom „Almirante" mit großer Achtung behandelt wurde, hatte kein angenehmes Aeußere. Die gelbe

Hautfarbe seines Gesichts trug eine Menge bläulicher Flecke, beinahe als ob er einmal einen Schrotschuß auf den Kopf bekommen hätte, und wenn er auch nicht gerade schielte, hatte das eine Auge doch — was man im gewöhnlichen Leben so nennt — einen falschen Blick. Dabei ging der Mann immer ein wenig gebückt und sah wie lauernd und mißtrauisch um sich her.

An Bord unter den Leuten hieß er gleich vom ersten Tage an „die Ratte", wenn er auch einen ziemlich hohen Posten zu bekleiden schien und von den Officieren gewöhnlich Señor Comisario genannt wurde — was kümmerte das die Mannschaft? — an Bord hatte er ihnen doch Nichts zu befehlen.

„Nun, wie ist es?" fragte er, sowie er das Deck betrat und den lauernden Blick umherwarf. — „Das Boot noch nicht zurück?"

„Dort kommt es eben langseit," sagte der Seemann. „Wir müssen, wie ich merke, Gewalt brauchen."

„Dann lassen Sie das Nest in Grund und Boden zusammen schießen, Señor Almirante!" rief der Commissair, während seine Augen ein unheimliches Feuer annahmen. „Die Canaillen haben es nicht besser verdient, und wenn wir an der Küste einmal ein solches Exempel statuiren, so erspart uns das eine Menge Mühe vielleicht für andere Plätze."

„Wenn es nicht sein muß," sagte der Seemann kopfschüttelnd, „so möchte ich es gerade bei Tomaco nicht gern thun. Es ist einer der betriebsamsten Orte Neu-Granadas."

„Rebellisches Gesindel!" rief der Commissair im Eifer. „Ich kenne sie von früher her und besser als Sie glauben. Verrätherisches Pack die ganze Bande, und seien Sie versichert, daß ich jede Maßregel vertrete, die Sie gegen dies Volk in Anwendung bringen."

Der Seemann erwiderte nichts darauf, denn der ausgesandte Parlementair stieg eben an Bord und machte seine Meldung.

„Und haben Sie erfahren, ob ein Señor Jose Ramos hier in Tomaco lebt?" unterbrach ihn der Commissair, ehe er seinen Bericht ganz vollendet hatte.

„Señor," sagte dieser, „ich hatte an Land mehr zu thun, als mich nach einzelnen Persönlichkeiten zu erkundigen. Der Zeitpunkt war gerade nicht besonders passend."

„Aber Sie haben doch wenigstens Jemanden von dort mitgebracht, der uns nähere Auskunft geben könnte!" rief der Commissair, indem er einen giftigen Blick nach dem jungen Mann schoß.

„Wir waren froh, daß wir uns selber wieder fort-

brachten," erwiderte dieser, „denn die Stimmung schien eine sehr aufgeregte zu sein. Uebrigens haben sie dort drüben im Sande Schanzen aufgeworfen und dieselben auch wahrscheinlich mit Kanonen armirt, wenn ich das von dort, wo ich mich befand, auch nicht ganz deutlich erkennen konnte."

„Was für Kanonen werden sie hier am Lande haben!" sagte der Capitain verächtlich. — „Unsere Zwanzigpfünder sollen da schon ganz anders mit ihnen sprechen. Wie steht es mit der Fluth, Señor Culpepper?"

„Fängt eben an zu steigen, Señor," lautete die Antwort — „vor drei Stunden dürfen wir aber nicht daran denken, die Anker zu lichten, denn wenn wir hier auf dem Sande festfahren, und sie haben wirklich so ein Ding wie ein Geschütz am Land, so können sie mit uns machen was sie wollen."

Der Capitain erwiderte nichts, sondern ließ sein Boot bemannen und ruderte nach der Galeotte hinüber, während der Commissair, seine Nägel beißend, an Deck auf und ab ging und nur manchmal das Teleskop aufnahm, um zu beobachten, was da drüben am Lande vorging.

Indessen schlenderte der Steuermann wieder über Deck, damit dort — soweit das möglich war — Alles

in Ordnung gebracht würde, wenn es wirklich zu einem Kampf kommen sollte. Vorn am Gangspill lehnte ein anderer Europäer — ein junger Franzose, der den Posten eines master at arms bekleidete. Er hatte beide Arme auf das Gangspill gelehnt, stützte sein Kinn darauf und blickte in tiefem Sinnen nach dem Lande hinüber.

„Nun Bill," sagte Mr. Culpepper zu ihm, indem er neben ihm stehen blieb und ihm auf die Schulter klopfte, „worüber denkt Ihr nach?"

„Ich, Sir?" sagte der Franzose, der ziemlich gut englisch sprach, denn er hatte lange in Canada gelebt,, und schien auf der See daheim zu sein. Er war reinlich und ganz matrosenartig gekleidet, was man von der übrigen Gesellschaft nicht sagen konnte — „ich überlege mir eben, daß es eine verdammt viel bessere Beschäftigung wäre, da drüben auf dem Rücken unter einer Cocospalme zu liegen, als hier mit einer nichtswürdigen Bande von Land-Lubbern sich zu Schanden zu ärgern. Ich habe das Leben hier bis an den Hals satt."

„Ich wohl nicht, Camerad?" lachte der Engländer mit einem leisen Fluch. — „Aber was kann's helfen? Heute bekommen wir wenigstens einmal Abwechselung in die Wirthschaft und ich kann Euch sagen, daß ich

neugierig bin, wie sich unsere tapferen Neu-Granadiensер im Feuer benehmen werden."

„Im Feuer?" sagte der Franzose verächtlich. — „So lange sie nicht fortlaufen können, werden sie natürlich Stand halten. Uebrigens geb' ich Euch mein Wort, daß es hier an Bord gefährlicher ist, hinter einer von unseren alten Kanonen zu stehen, wie davor, denn ich möchte nicht dabei sein, wenn sie abgefeuert werden."

Der Engländer lachte laut auf.

„Und habt Ihr sie nicht selber heute zu dem Zwecke geladen?"

„Bah!" sagte der Franzose. — „Die sind schon oft geladen, aber noch nie abgeschossen worden — so lange ich wenigstens an Bord bin — und so lange ich an Bord bin, werd' ich es auch zu vermeiden suchen, darauf könnt Ihr Euch verlassen."

„Wird aber diesmal nicht gehen," schmunzelte der Engländer, „denn die Ratte scheint eine ganz besondere Wuth auf das Nest da drüben zu haben, und kann die Zeit nicht erwarten, wo der Befehl zum Feuern gegeben wird."

„Die Ratte soll — zu Grase gehen," brummte Bill durch die Zähne. „Ich möchte nur wissen, was der hier schon einmal ausgeheckt hat, daß er so wüthend

auf den Ort ist. Habt Ihr je ein freundlicheres Plätzchen in der Welt gesehen, Mate?“ fuhr er fort und deutete mit dem Arm nach der reizenden Insel hinüber. — „Kann es etwas Pittoreskeres geben, als jenen alten grauen Felsen mit den Palmen am Fuße, seiner hellgrünen Zuckerrohr-Mantille und den prachtvollen, breitblätterigen Bananen oben auf dem Gipfel? Wie friedlich könnten die Menschen hier leben — und leben auch so, wahrscheinlich — wenn wir sie mit unserer verwünschten Politik in Ruhe ließen und die „Ratte“, statt sie hier an's Land zu setzen, einfach im Canal ersäuften.“

Der Engländer lachte leise vor sich hin und ging wieder nach hinten, wo er jetzt, da die Fluth schon scharf einsetzte und der Bug vom Land abgedreht lag, einen besseren Ueberblick über die Insel hatte. Der Capitain kam ebenfalls zurück und die Mannschaft wurde zum Essen gerufen, um völlig bereit zu sein. So rückte etwa drei Uhr heran — das Wasser war bedeutend gestiegen, und da der Commissair ebenfalls unablässig drängte, um an Land zu kommen, gab der „Admiral“ endlich den Befehl, die Anker wieder zu lichten und aufzusegeln.

„Fertig zum Feuern!“ lautete dabei der Befehl. Es schien wirklich Ernst zu werden, und der

master at arms wurde auf das Quarterdeck befohlen.

„Lassen Sie Ihre Leute bei den Kanonen stehen, Sir," redete ihn hier der Capitain an, „und beim ersten Schuß, der vom Lande her fällt, geben Sie eine Salve — eine ganze Breitseite (es waren drei Kanonen an jeder Seite) und zielen Sie gut."

„Sehr wohl, Señor Almirante," sagte der Franzose, mit der Hand an der Mütze, „aber — wollen Sie mir eine Bemerkung erlauben?"

„Was ist da noch zu bemerken?" fragte der Capitain scharf.

„Weiter nichts," bemerkte der Franzose, „als daß der Schooner das Abfeuern der Kanonen nicht aushält. Sie sind zu schwer für uns."

„Mit dem Bedenken kommmen Sie jetzt, im entscheidenden Augenblick?" fuhr der Capitain auf.

„Señor," erwiderte der Mann ruhig, „als ich in Buenaventura der kleinen Prügelei wegen von den Behörden eingesteckt wurde und die Wahl bekam, zwei Monate in einer wahren Pesthöhle von Gefängniß zu sitzen, oder an Bord dieses Kriegsschiffes zu gehen, hatte ich mit der Armirung desselben nichts zu thun. Jetzt haben Sie mich zum Geschützmeister gemacht und es ist meine Schuldigkeit, Sie vor der Gefahr zu warnen."

„Sie wollen mir doch nicht sagen, „rief der Admiral, „daß wir nicht wagen dürften, einen Schuß zu thun!“

„Allerdings,“ erwiderte mit unzerstörbarer Ruhe der Franzose. „Ich habe den Schooner genau untersucht — die Planken und Rippen sind so morsch, daß Sie in keinem anderen Wasser damit fahren könnten, wie gerade hier — sie halten nur noch bei ruhiger Fahrt aus reiner Gefälligkeit zusammen. Ich weigere mich übrigens nicht, zu feuern. Geben Sie den Befehl, und Sie sollen sehen, daß Ihre Geschützstücke ordentlich bedient werden. — Ich kann schwimmen und wenn der alte Kasten auseinander geht und die Kanonen nicht platzen, so hoffe ich an Land zu kommen. Daß wir aber heute Abend, wenn wir nur eine einzige Breitseite abfeuern, die Wand bersten, und eine Stunde später voll Wasser laufen, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort“ — und seine Mütze lüftend drehte er sich ab und ging wieder ruhig auf seinen Posten.

Der Capitain blieb in einer höchst unbehaglichen Stimmung zurück und auch der Commissair war ein sehr bestürzter Zuhörer der Unterredung gewesen, denn er hatte bis jetzt einen ganz anderen Begriff von ihrer Marine gehabt. Sank das Schiff wirklich, so war er verloren, denn er konnte nicht schwimmen, und ob sie

in einem Boot freundlich an der Küste empfangen würden, bezweifelte er sehr.

Der Engländer wurde jetzt gerufen, um seine Meinung über die Sache zu hören, aber er zuckte die Achseln. Der Franzose war, wie er bestätigte, gelernter Schiffszimmermann, und hatte ihn schon ein paar Mal auf den wahrhaft traurigen Zustand der Schiffshölzer aufmerksam gemacht. Er traute selber nicht und wenn sie seinem Rath folgen wollten, so hielten sie mit Schießen wenigstens so lange als möglich zurück. Der Schooner macht jetzt schon so viel Wasser, daß sie auf jeder Wacht eine volle Stunde pumpen müßten, und ihn dann noch nicht einmal frei bekämen. — Wenn sich durch Erschütterung des Feuerns die Hölzer noch mehr lösten, stünde er für nichts. — Uebrigens könne er auch schwimmen.

Und damit spuckte er sein Priemchen über Bord und schnitt sich ein frisches ab, während der Schooner, von der Galeotte dicht gefolgt, mit der jetzt einsetzenden Seebrise rasch seinem Ziele entgegenlief und einem Kampfe, sobald er vom Lande aus begonnen wurde, nun schon gar nicht mehr ausweichen konnte. Gegen diese Brise und die starke Strömung der einsetzenden Fluth wären die erbärmlich segelnden Fahrzeuge gar nicht im Stande gewesen, die offene See wieder zu erreichen.

Der „Almirante“ befand sich in Verlegenheit, denn es kann ja nichts Fataleres für den Befehlshaber eines Kriegsschiffes geben, als zu hören, daß die Kanonen, die zu dem besonderen Zwecke an Bord geschafft wurden, um damit zu schießen, nicht abgefeuert werden dürften, wenn man nicht befürchten wolle, nicht etwa Schaden nach außen anzurichten, sondern das eigene Fahrzeug zu ruiniren. Wer weiß auch, was er gethan hätte, wenn gerade Ebbe gewesen wäre und ein günstiger Wind ihm irgend eine andere Bewegung erlaubt hätte, als die, vorwärts zu segeln. So aber befand er sich genau in der Lage eines Cavalleristen, dessen Pferd mit ihm, angesichts der feindlichen Reihen, durchgeht, und zwar gerade auf die Feinde zu. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als zu thun, als ob er das Pferd noch selber regiere und lenke, und nur aus rasender Tapferkeit zu diesem tollkühnen Angriff getrieben werde. Er war auch mit sich einig, denn wenn wir zu einem Entschluß gezwungen werden, ist es nicht schwer, ihn zu fassen.

Jetzt befand man sich der im Sande eingegrabenen Batterie gegenüber. Deutlich konnte man schon die dort am Ufer durcheinander laufenden Soldaten erkennen und der Capitän bemerkte mit seinem Glas, daß sie wirklich mit einem Gegenstande, der einer

Kanone ähnlich sah, beschäftigt waren. Es dauerte auch nicht lange, so folgte ein Blitz, dann eine kleine weiße Rauchwolke und während der Schuß zu ihnen herüberdröhnte, sprangen die Leute alle nach dieser Seite des Fahrzeugs, um zu sehen, welche Richtung die Kugel nehmen würde. — Aber keine Kugel kam. Dicht am Ufer spritzte das Wasser allerdings an ein paar Stellen auf, das war aber wenigstens hundert Schritt vom Schiff selber entfernt und nicht einmal in der Richtung, sondern viel weiter nach hinten. Uebrigens erfolgte kein Befehl einer Erwiderung an Bord. Die Leute standen mit brennenden Lunden neben ihren Kanonen, aber sie schossen nicht, und mit wahrhaft majestätischer Ruhe glitten die beiden Fahrzeuge, die zu wenig Tiefgang hatten, um bei steigender Fluth ein Auflaufen zu fürchten, an den so mühsam aufgeworfenen Schanzen vorüber und gerade auf die Stadt zu, bis sie, dieser gegenüber, plötzlich auf ein gegebenes Signal die Segel lösten und die Anker niederrollen ließen. Kaum zwei Minuten später schwang ihr Bug mit der Strömung herum und beide zeigten jetzt der Stadt die drohenden Seiten, mit denen sie jeden Moment den Angriff beginnen konnten.

„Und was wollen Sie thun?“ fragte der Commissair ängstlich, als der Capitän sein Boot beorderte,

um selber an das Land zu fahren. „Uebereilen Sie um Gotteswillen nichts, daß Sie Ihre Schiffe nicht gefährden."

„Haben Sie keine Angst," sagte der Seemann mit einem verächtlichen Lächeln. — „Es wäre ja Schade um das Material. Uebrigens kenne ich meine Landsleute und hoffe das ohne Blutvergießen durchzusetzen was wir durch unsere Kanonen erreichen wollten. Dann werden Sie mir erlauben, nach Buenaventura zurückzukehren und dort diese kostbaren Fahrzeuge der Obhut Sr. Excellenz wieder zu überliefern."

„Von Herzen gern, von Herzen gern, Almirante," rief der Comissair rasch. „Auch hoffe ich, Ihnen dann einige wichtige Gefangene mitzugeben. Meine Kundschafter, die mir meldeten, daß Señor Ramos mit seiner Familie nach Tomaco geflüchtet sei, und jetzt hier gegen Mosquera agitire, können sich nicht geirrt haben und dann war unsere Reise nicht umsonst, denn ich gebe Ihnen mein Wort, daß dieser Ramos der gefährlichste und schlimmste Agitator in ganz Neu-Granada ist."

„Veremos!" erwiderte der Capitän trocken und stieg in sein Boot hinab, mit dem die Leute schon seiner warteten. Er nahm nicht einmal eine weiße Fahne mit, sondern steuerte das Boot direct auf eine sich am

Strand sammelnde Menschengruppe zu, weil er an der Stelle ziemlich richtig den besten Landungsplatz vermuthete. Zu gleicher Zeit sah er, wie die an den Sandschanzen aufgestellte Mannschaft im Sturmschritt mit ihren beiden kleinen Kanonen herbeieilte, um — wenn nöthig — vielleicht den Landungsplatz zu vertheidigen, denn daß sie gegen die Schiffe selber mit ihren Geschützen nichts ausrichten konnten, hatten sie wohl bei dem ersten Mal Feuern bemerkt.

Der Alkalde erwartete ihn schon, und diesmal fest entschlossen, sich durch den Postmeister nicht wieder das Wort vor dem Mund wegnehmen zu lassen. Er trat auch dem Capitain, sowie dieser an's Land sprang, entgegen und sagte, indem er ihm die Hand reichte und schüttelte:

„Buenos Dias, Señor! — Sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen. Können Sie uns vielleicht Aufklärung geben, zu welchen Zweck Sie hier Ihre beiden Schiffe vor unserer Stadt geankert haben?"

Ein leises Lächeln flog über die Züge des Seemannes, als er antwortete:

„Mit weit größerem Rechte, mein verehrter Señor, könnte ich Sie fragen, weshalb Sie auf ein paar Schiffe Ihres eigenen Landes, die einen Hafen ihres eigenen Territoriums besuchen, feuern lassen. — Bitte,

unterbrechen Sie mich nicht. Wäre ich Ihnen wirklich feindlich gesinnt, was hinderte mich, furchtbare Rache für die Beleidigung zu nehmen, denn Sie werden mir zugeben, daß eine einzige in diese Bambushäuser gefeuerte Kanone entsetzliche Verwirrung anrichten und viele Menschenleben gefährden würde. Um aber kein Blut treuer Unterthanen unseres theueren Vaterlandes zu vergießen, um den Bürgerkrieg nicht auf dies friedliche Eiland zu tragen, komme ich noch einmal zu Ihnen, um Sie aufzufordern, das zu thun, was Sie doch nicht mehr ändern können: Sr. Excellenz den jetzigen Präsidenten der Republik, Señor Mosquera, anzuerkennen und ihm Treue zu schwören. Ich selber komme nur als der Feind derer, die den Huldigungseid verweigern — im anderen Fall sind wir Freunde und Bundesgenossen, und ich stehe mit meiner Person dafür, daß Sie weder an Ihrer Stadt, noch irgend einem derselben angehörenden loyalen Bürger geschädigt werden sollen."

„Aber bester Herr," sagte der Alkalde, durch die freundliche und vernünftige Anrede schon halb gewonnen und nur noch in Verlegenheit, wie er vor den Umstehenden eine vielleicht etwas zu rasche Sinnesänderung beschönigen sollte, „wir — wir wissen hier eigentlich noch gar nichts von Sr. Excellenz, dem neuen

Präsidenten. Wir sind friedliebende Menschen, die mit keinem Lande einen Krieg wollen — am allerwenigsten mit dem eigenen, aber wie — wie bekommen wir denn eine Garantie, daß nicht — ohne jedoch das Geringste gegen Ihre eigene Person andeuten zu wollen — daß nicht irgend ein Schiff bei uns anlegen könnte, welches irgend einen neuen Namen als Präsident und Regierung aufstellt und Besitz von der Insel ergreift?"

„Darüber beruhigen Sie sich," sagte der Seemann; „ich handele nicht nach eigener Machtvollkommenheit, sondern habe einen Regierungs-Commissair an Bord, der, von Buenaventura aus mit allen nöthigen Papieren und Schriftstücken beglaubigt, das Weitere mit Ihnen auf vollkommen gesetzlichem Wege in Ordnung bringen wird. Der Herr ist Ihnen auch, soweit ich erfahren habe, nicht einmal ein Fremder, sondern war früher selber, wie er mich versicherte, ein Einwohner oder wohl gar ein Beamter dieser Insel —"

„In der That? Und sein Name?"

„Señor Fosca."

„Fosca? Alle Teufel!" platzte der Alkalde etwas erstaunt heraus; „Señor Fosca ist Regierungs-Commissair geworden?" Aber es blieb ihm keine Zeit mehr zum Ueberlegen, denn der Postmeister kam gerade mit

einem Theil seiner Leute wenigstens herbei, da ihm keineswegs alle folgten. Die Meisten, indem sie eine Beschießung der Stadt fürchteten, liefen nach ihren Häusern, um dort zu retten, was sie retten konnten. Der Alkalde war aber fest entschlossen, diesmal ohne den Postmeister zu handeln, und sagte deshalb rasch und bestimmt:

„Wenn Sie mir Ihr Wort geben, Señor, daß der Stadt kein Schaden geschehen soll, so glaube ich in Uebereinstimmung mit meinen Mitbürgern zu handeln, wenn ich Ihnen erkläre, daß wir den Präsidenten Mosquera anerkennen wollen."

„Ja wohl! Gewiß! En verdad — con gusto!" tönte es von allen Seiten, denn das entschlossene Aufsegeln der Kriegsschiffe hatte seine Wirkung auf die Gemüther nicht verfehlt.

„Und das Versprechen gebe ich Ihnen," sagte der Seemann, dem damit eine wahre Centnerlast von der Seele fiel, denn eine Weigerung hätte ihn in die größte Verlegenheit gebracht.

„Und wissen Sie, welche Verantwortung Sie da auf sich nehmen, Señor Alkalde?" schrie der Postmeister, der eben zur rechten Zeit erschien, um zu spät zu kommen. „Wir sind hier freie Bürger, und wenn irgend ein Präsident —"

„Fosca iſt Regierungs-Commiſſair und an Bord,“ flüſterte ihm der Alkalde zu, indem er ſeinen Arm faßte; „halten Sie das Maul.“

Der Poſtmeiſter ſah ihn verdutzt an. Es war augenſcheinlich, daß er den Sinn der Worte nicht ſo raſch begriff, aber der Alkalde warf ihm einen warnenden Blick zu, und ſich auf dem Abſatz herumdrehend nahm er den Hut ab, ſchwenkte ihn in der Luft und rief mit ſeiner weit hinaus dröhnenden Stimme:

„Compañeros el viva! Viva Sa Excellencia el praesidente Señor Mosquera! — El viva!“

„El viva! El viva!“ jubelten ihm die Leute nach, die ebenfalls ihre Hüte ſchwenkten, und wie ein Laufeuer pflanzte ſich der Schrei durch die Stadt fort. Galt er ja doch als Friedenszeichen und war den Leuten eine Bürgſchaft, daß ſie von den Schrecken und Gefahren des Krieges verſchont bleiben ſollten. Mit der Gewißheit hätten ſie irgend einen lebenden oder auch todten Menſchen — wer er immer geweſen — leben laſſen.

Es war in der That ein Jubel auf der Inſel, als ob man dieſem Augenblick ſchon ſeit Jahren mit der größten Spannung entgegengeſehen hätte, und daß der Poſtmeiſter gerade, der noch vor wenigen Stunden da unten am Strande Sandſchanzen aufgeworfen und

selbst eine Kanone auf die nahenden Schiffe abgefeuert, in den Ruf mit einstimmte, fiel keiner Seele mehr auf.

Fünftes Capitel.

Baptista.

Der Capitän hatte seine Schuldigkeit gethan und sein Ziel viel rascher und vollkommener erreicht, als er je gehofft. Es drängte ihn deshalb wieder an Bord zurück. Aber so bald kam er noch nicht los, denn von allen Seiten strömten Menschen herbei, um ihm die Hand zu drücken und ihm zu erklären, daß sie gute Freunde bleiben und keinen Krieg miteinander haben wollten. Und nicht allein die Männer thaten das, sondern ganz besondere Energie entwickelten die Negerweiber, von denen die Insel ein außerordentlich starkes Contingent stellte, und wo solch eine alte würdige Dame einmal die Hand des Seemannes erwischte, ließ sie nicht sogleich wieder los. Sie versicherten ihm dabei stets mit ihrer gewöhnlich tiefen Baßstimme, daß sie sich unendlich glücklich schätzen würden, wenn er zu ihnen in das Haus kommen und eine Tasse Chocolade trinken wolle.

Er hatte Mühe sich ihrer zu erwehren, und sein

Boot endlich wieder gewinnend, sprang er hinein und ließ sich an Bord zurückrudern.

Still vor sich hin mußte er freilich unterwegs lachen, wenn er sich überlegte, daß Tomaco eigentlich nur dadurch friedlich erobert und Mosquera eine neue Stadt gewonnen sei, daß sich beide Theile vor einander gefürchtet hätten, denn wie die Sachen standen, konnten sie sich gegenseitig keinen großen Schaden thun. Die List war aber gelungen; die Bewohner von Tomaco hatten sich durch eine völlig unausführbare Drohung: die Beschießung der Stadt, einschüchtern lassen, und es lag jetzt an Señor Fosca, das Weitere in Frieden und Freundschaft zu arrangiren und sich mit den Behörden zu verständigen.

Als der Capitän sein kleines Fahrzeug erreicht und den Befehl gegeben hatte, Munition und Kugeln wieder fortzuräumen und die „Geschützstücke" auf's Neue zu befestigen — ein sicheres Zeichen also, daß von einem Kampf nicht weiter die Rede war — trat plötzlich der Franzose zu seinem Admiral heran, und seinen kleinen Wachshut abnehmend, wollte er ihn eben anreden, als Señor Fosca mit triumphirendem Blick auf diesen zukam und rief:

„Ich weiß Alles! Schon ehe Sie zurückkamen war ein Fruchtboot hier. — Meine alten Freunde sind noch

dieſelben — der nämliche Eifer, Einer dem Andern einen Verdienſt vor der Naſe wegzuſchnappen. — Aber ich habe auch Ihren Erfolg erfahren und — daß Señor Ramos wirklich hier mit ſeiner ganzen Familie lebt. Er kann uns jetzt nicht mehr entgehen und ich bitte Sie alſo, Almirante, mir nachher ſechs Mann von Ihren Leuten zur Verfügung zu ſtellen, um den Verräther zu verhaften."

„Mein beſter Señor," ſagte der Seemann, dem die Sache augenſcheinlich fatal war, — „ich habe den guten Leuten da drüben verſprochen, ſie nicht weiter zu ſchädigen."

„Aber der Verräther war ausgenommen," rief Fosca raſch, — „gehört er doch auch gar nicht nach Tomaco und geht der Stadt nicht das Geringſte an. Señor Almirante, ich habe den ſtrengen Auftrag von Sr. Excellenz, auf dieſen gefährlichſten aller Staatsverräther zu fahnden und ihn nach Buenaventura zu liefern. Ich möchte nicht in des Mannes Haut ſtecken, der ihm Zeit und Gelegenheit ließe, zu entkommen."

„Ach was!" brummte der Seemann verdrießlich vor ſich hin, „ſo gefährlich wird die Sache nicht ſein, Señor. Aber meinetwegen thun Sie, was Sie nicht laſſen können und nehmen Sie ſich von Leuten was Sie brauchen. Ich mache Sie aber dafür auch für

alle Folgen verantwortlich, wenn Sie die jetzt beruhigten Einwohner wieder aufreizen und unser Aller Sicherheit dadurch gefährden."

„Die Verantwortung übernehme ich," sagte der Commissair, und ein boshaftes Lächeln zuckte über sein fahles Gesicht, als er sich umdrehte und wieder in die Cajüte hinunter stieg.

„Was wollen Sie?" wandte sich der Capitän nun, eben nicht in bester Laune, an den jungen Franzosen, der indessen zurückgetreten war, um sein Anliegen später vorzubringen.

„Señor Almirante," sagte der Franzose, „wie ich zu meiner Freude sehe, ist kein Krieg mehr nöthig. Unter diesen Verhältnissen brauchen Sie aber auch keinen master at arms mehr, und da ich jetzt ein unnützes Möbel an Bord bin, so wollte ich Sie ersuchen, mir meine Entlassung zu geben. Ich möchte gern in mein eigenes Vaterland zurückkehren."

„Thut mir leid," sagte der Seemann barsch, „Ihre Zeit ist noch nicht um und außerdem brauche ich Sie nothwendig. Sie sind Schiffszimmermann, nicht wahr?"

„Ein sehr mittelmäßiger," bestätigte achselzuckend der Gefragte.

„Thut nichts! Wahrscheinlich immer noch besser

als unsere carpinteros in Buenaventura. — Sie müssen mit helfen, den Schooner wieder in Stand zu setzen, wenn wir zurückkommen."

„Den Schooner?" lächelte der Franzose. — „Ach ja, es geht, wenn er einen neuen Rumpf und andere Masten bekommt und nachher frisch aufgetakelt werden kann. An den alten Kasten werden Sie aber doch keine Reparaturkosten mehr wegwerfen wollen?"

„Das ist Sache der Regierung," brach der Capitain kurz ab. „Sie gehen jedenfalls mit zurück und dort findet sich das Weitere. Sehen Sie indessen zu, daß mir das Volk kein Unglück mit dem Pulver anrichtet — daß sie besonders da unten nicht rauchen. Haben Sie mich verstanden?"

„Vollkommen gut, Señor," sagte der Franzose mit einer Verbeugung, als der Seemann an ihm vorüberschritt und dem Commissair in die Cajüte folgte.

„Abgeblitzt!" lachte der Engländer, der, als er auf das Quarterdeck kam die Unterredung gehört hatte. — „Hätte ich Euch auch vorher sagen wollen, Camerad, denn wenn der Alte uns paar Europäer von Bord ließe, wen behielt er denn da zurück als die Buschläufer, die ein Fallreep nicht von der Besanschote zu unterscheiden wissen. Nein, damit ist's nichts!

Ich hätte selber Einsprache dagegen erhoben, also schlagt Euch die Phantasien aus dem Kopfe."

„Wird wohl nicht anders werden, Mr. Culpepper," stimmte der Franzose bei, indem er leise vor sich hinpfeifend, nach vorn ging.

Der Nachmittag war indessen schon ziemlich weit vorgerückt; die Sonne stand kaum noch eine halbe Stunde hoch am westlichen Himmel und die Wolken begannen schon die den Tropen eigene, violette Färbung anzunehmen, als Señor Fosca mit seinem Boot an Land fuhr. Statt der erbetenen sechs Mann Wache hatte er sich aber zwölf ausgesucht, die vollständig bewaffnet ihn begleiten sollten, und der Capitain that da auch keinen Einspruch. Er wollte augenscheinlich mit der ganzen Sache nichts zu thun haben.

Am Land wurde er von den Spitzen der Behörden empfangen, der Alkalde, der Postmeister und der Steuerbeamte — dessen Posten er selber früher einmal auf Tomaco bekleidet hatte — standen an der Landung und die Begrüßung — wenn man überhaupt auf äußere Anzeichen schließen konnte — war eine herzliche.

Am liebsten hätte Señor Fosca nun allerdings das vorgenommen, was ihm am meisten am Herzen zu liegen schien: die Verhaftung des Hochverräthers — aber das ging doch nicht — der wichtigere Act und

zwar die Uebernahme der Insel und die Huldigung des neuen Präsidenten mußte vorausgehen, und die Spitzen der Bevölkerung, von den meisten dort Ansässigen begleitet, begaben sich demnach in das „Regierungsgebäude" (ein Haus, das sich vor den übrigen nur durch einen etwas größeren Umfang auszeichnete), um den feierlichen Act dort vorzunehmen.

Vorher hatte der Postmeister, der jetzt die Geschmeidigkeit selber zu sein schien und gar nicht so that, als ob er je den geringsten Widerstand gegen Mosquera's Ansprüche geleistet, eine längere und geheime Unterredung mit Señor Fosca, und dann erfolgte in ziemlich summarischer Weise die Uebergabe der Stadt und Insel an den neuen Herrscher, mit der Bestätigung der jetzigen Beamten in ihrem Dienst.

Es war unterdessen vollkommen dunkel geworden und die beiden „Kriegsfahrzeuge" in dem Canal hatten jedes an ihrem Vormast eine rothe Laterne aufgezogen. Wachen brauchte es nicht an Deck, denn die ganze Mannschaft lag zerstreut darauf herum oder saß plaudernd vorn auf der Back oder auf den Railings. Hinten auf dem Quarterdeck ging der Franzose mit verschränkten Armen auf und ab; der englische Steuermann lag bequem auf einer Bank ausgestreckt und rauchte seine Cigarre.

Der Franzose hatte seine Jacke neben sich auf dem Steuerrad hängen, jetzt ging er hin und zog sie wieder an.

„Nun, Bill," lachte Mr. Culpepper. „Ihr friert doch nicht in der Temperatur?"

„Das nicht, Sir," sagte der Mann gleichgiltig, „aber der Thau fängt an zu fallen, und da drüben zieht auch wieder ein Wetter herauf. Wir bekommen eine böse Nacht."

„Ob es in dem verbrannten Lande nicht auch alle Tage vom Himmel herunterschüttet!" brummte der Engländer und rauchte ruhig weiter. — Der Franzose beschäftigte sich damit, einen Theil der noch unordentlich umherliegenden Brassen aufzurollen. Eine davon aber, ohne daß es Mr. Culpepper sehen konnte, nahm er und hing sie über Bord, dann stieg er langsam und gleichmüthig über die Railing, ließ sich an dem Tau geräuschlos hinab und verschwand im nächsten Augenblick unter Wasser.

„Heh, Bill!" rief der Engländer nach einer Weile, ohne jedoch den Kopf zu wenden. — „Wohin wolltet Ihr denn eigentlich, wenn Euch der Alte losgelassen hätte?"

Er bekam keine Antwort und sah sich jetzt erstaunt um. — Das Deck war leer.

„Hm!“ brummte Mr. Culpepper vor ſich hin. „Habe ihn doch gar nicht fortgehen hören —“

„Du, Juan, da ſchwimmt ein Fiſch!“ ſagte einer der Leute vorn an Bord. „Wetter! Das muß ein großer Kerl ſein. Ich mache meine Angel zurecht, vielleicht fangen wir ihn.“

Es hatte ſich für einen Moment ein dunkler Gegenſtand über Waſſer gezeigt, verſchwand aber ſogleich wieder und einige der Leute holten ihr Angelgeräth vor. Es gab wirklich viel Fiſche dort in der Nähe des Landes und das aufſteigende Gewitter begünſtigte den Fang.

Bill, wie ihn Mr. Culpepper alter Gewohnheit wegen nannte, hieß eigentlich weder Bill, noch Guillaume, ſondern Baptiſte Lecomb, und hatte unterdeß ſeine Flucht ſo keck und raſch ausgeführt, daß er als ein ganz vortrefflicher Schwimmer das Land erreichte und längſt zwiſchen den dunklen Häuſern verſchwunden war, ehe er an Bord vermißt wurde. Am Land zog er ſich vor allen Dingen aus, und rang ſeine Kleider ſoweit als möglich trocken, daß er ſich nirgends durch die übergroße Näſſe verrieth — eine Erkältung brauchte er in dem heißen Clima nicht zu beſorgen — und erkundigte ſich dann bei dem erſten Eingeborenen, den er antraf, ob kein Europäer, be-

ſonders ob kein Franzoſe in dem Orte wohne. Er befand ſich nicht weit von Renard's Haus und als er zu dieſem hingewieſen war, machte er keine weitern Umſtände einzutreten.

Monſieur Renard war eben nach Hauſe zurückgekommen und bei der Uebergabe der Stadt an Mosquera gegenwärtig geweſen. Er ſtand in ſeinem Laden und war gerade im Begriff, ſeine beiden Lampen anzuzünden, da er an dieſem Abend unter den obwaltenden Verhältniſſen nicht ohne Grund zahlreiche Gäſte erwartete, und die jetzt aufflackernde einzelne Oelflamme nur ein ſehr ungewiſſes Licht verbreitete. Wie in aller Welt hätte man auch eine ſolche Feſtlichkeit in einem ſolchen Ort anders feiern wollen als durch Trinken, und Renard wußte, daß er die beſten Getränke in der Stadt hielt. — Es waren wenigſtens die theuerſten.

Eben nicht angenehm überraſcht wurde er da durch den etwas unerwarteten Beſuch, der ſich ihm ohne Weiteres als Deſerteur von einem der neugranadienſiſchen Kriegsſchiffe vorſtellte.

Baptiſte war in der That nicht der Mann, große Umſtände zu machen, und nach ſeiner erſten Einführung ſetzte er nur hinzu, indem er ſich im Laden umſah:

„Zuerſt, Landsmann, ſehe ich, Sie haben hier Getränke, alſo bitte ich, geben Sie mir einen tüchtigen Cognac, denn heißes Waſſer zu einem Grog, der mir beſſer thun würde, iſt gewiß nicht fertig — es iſt wenigſtens nie fertig, wenn es am nöthigſten gebraucht wird, und dann verſchaffen Sie mir ein Canoe, damit ich nach Ecuador entkommen kann."

„Und brauchen Sie ſonſt Nichts?" fragte Renard, über dieſe Zwangloſigkeit erſtaunt.

„Ein paar Dutzend Franken baar Geld wären allerdings erwünſcht, denn das Einzige, was ich von landesüblicher Münze beſitze," fuhr der junge Franzoſe fort, „ſind zwei ſchlechte ecuadoriſche Reale, ſogenannte Dimesſtücke, die ich Ihnen hier nicht einmal für Ihren Cognac anbieten mag. Ich darf doch einen Landsmann nicht beleidigen."

„Alle Wetter!" lachte Renard, den dieſe ganz eigene Keckheit — und er ſelber war ſonſt nicht gerade blöde — zu amüſiren anfing, „Sie trotzen nicht ſchlecht auf unſere Landsmannſchaft, Kamerad, denn wiſſen Sie wohl, daß Sie mich hier — mit dem neuen Regime im Lande — durch Ihre Flucht in die furchtbarſte Verlegenheit bringen können, ſobald man erfährt, daß ich das Geringſte damit zu thun hätte!"

„Bah!" ſagte Baptiſte gleichgültig. „Sie wiſſen

recht gut, daß jeder Franzose, unter ähnlichen Umständen, das Nämliche für Sie thun würde, also ist es nicht der Mühe werth, nur ein Wort weiter deshalb zu verlieren. Oder wollten Sie mich etwa an die Bestien wieder ausliefern?"

„Aber, bester Freund," sagte Renard, wirklich in Verlegenheit, „was hilft Ihnen selbst ein Canoe? Der Weg von hier nach dem Pailon — dem nächsten Platz in Ecuador — ist gar nicht so leicht zu finden und Sie brauchen —"

„Machen Sie sich deshalb keine Sorgen," lachte Baptiste. — „Ich bin nicht zum ersten Male in Tomaco und kenne den Weg sowohl durch die Lagune wie um die Punta Manglares."

„Dann, bester Freund," sagte Renard rasch, indem er ihm ein tüchtiges Glas Cognac einschenkte, das Baptiste mit einem vergnügten „à votre santé! Apropos, haben Sie nicht ein paar Cigarren?" leerte — „kann ich Ihnen keinen bessern Rath geben als — und hier haben Sie auch einige vortreffliche Esmeralda-Cigarren — als sich das erste beste Canoe von der Landung zu nehmen und zu machen, daß Sie fortkommen, denn wenn man Sie an Bord vermißt, werden Sie auch augenblicklich verfolgt werden, und wo soll man Sie an einem Ort verbergen der nicht ein-

mal Wände, viel weniger heimliche Verſtecke hat? Nur ſo viel Rückſicht bitte ich Sie auf einen Landsmann zu nehmen, daß Sie mein Canoe liegen laſſen. Es hat vorn am Bug einen kleinen Meſſingknopf mit einem Hufeiſen darunter genagelt. Ein Ruder gebe ich Ihnen mit."

„Sehr ſchön," ſagte Baptiſte. „Ihr Canoe iſt ſicher, aber vorher beantworten Sie mir noch eine Frage. Lebt hier im Ort ein Señor Ramos? Apropos, haben Sie hier eine Hinterthüre, wenn Jemand vorn in den Laden kommen ſollte?"

„Allerdings, aber je länger Sie zögern, deſto ſchwieriger wird Ihre Flucht ſein. Ein Señor Ramos lebt allerdings hier; kennen Sie ihn?"

„Iſt er derſelbe Ramos, der vor drei Jahren in Buenaventura wohnte?"

„Er zog glaube ich von dort nach Bogota."

„Er hat Familie?"

„Eine ſehr hübſche junge Frau und ein Kind, ein kleines Mädchen von etwa ſechs oder ſieben Jahren."

„Peste!" rief Baptiſta, indem er mit dem Fuße aufſtampfte, „dann kann ich noch nicht fort."

„Und was haben Sie mit dem zu thun?" fragte der Franzoſe. „Er hält mit keinem Menſchen Verkehr, und von ihm dürfen Sie keine Hülfe erwarten."

„Aber er braucht sie!“ rief Baptiste rasch. „Vor drei Jahren, als ich in Buenaventura todtkrank und verlassen lag, hat er mich in sein Haus aufgenommen und wie ein eigenes Kind gepflegt. — Seine Frau ist ein Engel und die kleine Adriana ein Cherub. Meine Hand soll verdorren, wenn ich die braven Leute im Stich lasse!“

„Das ist nicht übel!“ rief Renard ärgerlich werdend. „Erstlich braucht Señor Ramos weder Ihre noch eines andern Menschen Hülfe, und verlangt sie auch wahrscheinlich gar nicht, und dann möchte ich wissen, was Sie ihm nützen wollten, da Sie sich selber nicht einmal auf offener Straße dürfen blicken lassen.“

„So haben Sie nichts davon gehört?“ fragte Baptiste, „daß ihn der neue Commissair — diese schieläugige Canaille mit dem Körper einer Katze und der Seele eines Schakals — gefangen nach Buenaventura schleppen will, ihn und die junge Frau und den Engel von einem Kind in jene Hölle von Gefängniß, das mich, einen starken, kräftigen Mann, fast zum Selbstmord trieb?“

„Alle Wetter!“ sagte Monsieur Renard halblaut und erstaunt. — „Also darauf liefen die Anfragen des Señor Fosca hinaus? — Aber wie können Sie ihm helfen?“ fuhr er dann laut und kopfschüttelnd

fort. „In der Stadt hat Señor Ramos wenig oder gar keine Freunde, denn er hielt mit keinem Menſchen Verkehr und war immer ſtolz und aufgeblaſen. — Gegen mich auch," ſetzte er etwas gereizt hinzu, „denn ich kam ihm ganz freundlich entgegen und meine Frau hat den Leuten ſogar einen Beſuch gemacht, obgleich wir ſie gar nicht kannten, aber nicht ein Fuß von ihnen iſt über unſere Schwelle gekommen, außer den, welchen die Dienſtleute darüber ſetzten, wenn ſie Waaren holten, die ſie aber ſchon hier holen mußten, weil ſie ſie ſonſt nirgends ſo gut und billig bekommen."

„Hat er ſeinen Neger bei ſich?" fragte Baptiſta raſch, und ohne auf das, was Renard ſagte, zu hören, „einen flinken Mulattenjungen, der Antonio heißt?"

„Einer des Namens iſt allerdings bei ihm, ein Burſche von vielleicht vierundzwanzig Jahren."

„Wenn ich nur den wenigſtens ſprechen könnte, daß man ihn warnte —"

„Alle Teufel!" rief Renard ſchnell. — „Jetzt kommen Leute."

„Wo iſt das Ruder?" rief Baptiſta raſch.

„Da hier in der Ecke lehnen zehn oder zwölf."

Der Franzoſe griff ohne Weiteres eins davon heraus.

„Dort hinaus! Da iſt die Thüre in den Hof.

— Machen Sie, daß Sie hinüber nach Ecuador kommen."

Baptiſta ſprang der Thüre zu, als dort ebenfalls Stimmen laut wurden.

„Caramba!" murmelte er leiſe vor ſich hin. — „Das war zu ſpät." Den Blick umherwerfend erſpähte er ein leeres Brodfaß, das dicht neben der Ausgangsthüre und in einer Art von Gang ſtand, der aber nur durch Kiſten, Nagelfäſſer und ſonſtige Waaren gebildet wurde. Ohne Renard ein Wort weiter zu ſagen, oder ihn um Erlaubniß zu fragen, legte er die Hand auf den Rand deſſelben, ſtützte ſich mit der Rechten auf das Ruder und ſprang hinein. Das Ruder lehnte er dann daneben und hatte eben noch Zeit ſich unterzubucken, als die Thüre auch ſchon aufging und ein paar Einwohner von Tomaco, unter ihnen der Poſtmeiſter, den Laden auf dieſem ihrem Hauſe näher liegenden Wege betraten. Gleichzeitig kam auch, laut und leidenſchaftlich mitſammen redend, ein Schwarm von Menſchen von der anderen Seite und Renard, der, ehe er nur einen Entſchluß faſſen konnte, ſeinen verzweifelten Landsmann ſchon in ſeinem Verſteck und deſſen Flucht für jetzt wenigſtens völlig abgeſchnitten ſah, warf nur raſch und faſt unwillkürlich eine gerade dort liegende alte Matte über

das Faß, und machte ſich dann bereit, ſeine — jedenfalls in dieſem Augenblick unwillkommenen — Gäſte zu empfangen.

Señor Ramos hatte ſich an dieſem bewegten Tage, wie immer, ſtreng abgeſchloſſen in der Räumlichkeit ſeines eigenen Hauſes und inmitten ſeiner kleinen Familie gehalten, denn er ſuchte abſichtlich Alles zu vermeiden, was ihn mit dem politiſchen Treiben Tomacos hätte in Berührung bringen können. Was half es auch, welche politiſche Richtung dieſe äußerſte, vollkommen abgeſchiedene Ecke des Staates verfolgte? Sie ſtand mit dem übrigen Lande in gar keiner Verbindung, und hatte ſich dem zu fügen, was an den Hauptplätzen und im Herzen der Republik erkämpft und ausgefochten wurde.

Welchen Theil er früher an dieſen Kämpfen genommen hatte — Niemand wußte es in Tomaco; Niemand kümmerte ſich darum. Hier ſchien er nur darauf bedacht, ſeine Häuslichkeit ſo freundlich als möglich herzurichten, was ihm denn auch mit den wenigen ihm hier zu Gebote ſtehenden Mitteln ſicher gelungen war.

Das Haus zeichnete ſich vor den übrigen, wie ſchon früher erwähnt, allerdings nur durch ſeine etwas größere Sauberkeit, und die zierlich gearbeiteten Bam-

busjalouſien, vielleicht auch dadurch aus, daß es vollkommen geſchloſſen ſtand, und nur dann einen Einblick in das Innere gewährte, ſobald die Fenſter in der Abendkühle weit geöffnet wurden. Im Innern aber konnte es mit keinem der übrigen verglichen werden, denn Señor Ramos hatte keine Koſten geſcheut, ein kleines neu-granadienſiſches Paradies daraus zu ſchaffen.

Den Boden deckte vollſtändig eine chineſiſche roth- und gelbgeſtreifte Strohmatte, ein Luxus, der ſich in keinem einzigen der andern Häuſer fand. Die Betten, die in einem kleinen Bambusverſchlag ſtanden, waren reinlich überzogen und mit ſchneeweißen Mosquitonetzen verſehen, und ſelbſt die Wände waren nicht leer und ein Spiegel hing über einem kleinen ſauber polirten Tiſch von inländiſchem Mahagoniholz, während zwei Oelgemälde in vortrefflicher Ausführung Anſichten des wunderbar ſchönen Innern von Neu-Granada darſtellten.

Der Tiſch war gerade zum Abendbrod gedeckt und die Chocolade dampfte in Taſſen von feinem Porcellan, während auf den Schüſſeln gebratene Bananen und Fiſche, friſche Eier, feiner Schiffszwieback und eine dampfende Schüſſel mit Reis und gekochten Auſtern verriethen, daß es ſich die Bewohner auch in

leiblichen Genüssen an nichts fehlen ließen. Auf dem Tische brannten zwei Stearinlichter in Porcellanleuchtern. Dazu standen in einem besonderen silbernen Gestell zwei junge angeschnittene Cocosnüsse auf dem Tisch, deren süßes Wasser oder Milch als kühlendes Getränk dienen sollte, und die Frau, eine reizende liebe Gestalt, mit rabenschwarzen Locken und feurigen Augen, hatte gerade der Kleinen die Serviette umgebunden und sie auf ihrem Stühlchen näher zum Tisch gerückt, als unten vor dem Hause Stimmen laut wurden, ohne daß sie jedoch Geschrei oder Toben gehört hätten. Es war als ob eine Menge von Leuten mit einander flüstere oder leise spreche.

„Was ist das?" sagte die Frau, erschreckt aufhorchend. „Hörst Du nichts, José?"

„Was wird es sein, mein Kind!" erwiderte freundlich der Mann. „Müßiges Volk, das sich noch in der Straße herumtummelt, bis es von dem Gewitter in die Häuser getrieben wird. Setz' Dich, Schatz! Die Chololade wird sonst kalt."

„Sie kommen die Leiter herauf!" rief die Frau ängstlich. „Was können sie in der Zeit noch von uns wollen? Es ist so viel fremdes Volk im Ort."

„Gott weiß es!" erwiderte der Mann, jetzt ebenfalls aufstehend, denn die Frau hatte Recht. „Bleib'

sitzen, Adriana, mein Kind. Laß Du Dich wenigstens nicht stören. Bleibe Du auch hier, mein Herz, ich werde selber nachsehen."

„Ave Maria!" sagte plötzlich eine Stimme draußen an der kleinen Bambusthür, die ebenfalls nur dieses eine Haus verschloß — denn Niemand wird in einem der südamerikanischen Länder ein fremdes Haus ohne diese fromme Anrede betreten, wenn auch der Sinn derselben oft nicht mehr bedeutet als der profane Anruf bei uns, ob Jemand daheim sei.

„Purisima!" erwiderte Don Jose und öffnete die Thür, aber ein kaltes, eisiges Gefühl durchzuckte sein Herz als der Lichter Schein auf das bleiche tückische Gesicht des Commissairs fiel, der mit einem spöttischen Lächeln das kleine freundliche Gemach rasch mit den Augen überflog und dann höhnisch sagte:

„Ungemein erfreut, Don José, Euch nach langem Suchen endlich in Euerm stillen Asyl aufgefunden zu haben. Die Señorita doch wohl, hoffe ich? Bedauere, wenn ich vielleicht stören sollte, aber Geschäfte, wie Ihr wißt, Don José, dulden nun einmal keinen Aufschub."

„Señor Fosca!" sagte Ramos fast tonlos — und er mußte sich zusammen nehmen, um seine Fassung zu bewahren. „Ich hatte nicht erwartet, Euch hier zu sehen, denn ich glaubte, daß —"

„Ich noch ruhig hinter den eisernen Gittern säße, hinter die Ihr die Güte gehabt, mich zu setzen, wie?“ lächelte der Mann und eine fast teuflische Bosheit zuckte über sein außerdem nicht schönes Gesicht.

„Ich that nur meine Pflicht, Señor,“ erwiderte Ramos.

„Natürlich, Don José, natürlich! — Mehr thun wir Alle nicht. Aber wollen Sie mich wirklich heute Abend hier an der Thüre stehen lassen? Señorita, bitte, setzen Sie sich, Sie zittern ja, als ob Sie einen Geist gesehen hätten.“

Ohne ein Wort zu erwidern schob ihm Don José einen Stuhl hin, auf den er aber, mit einer höflich dankenden Verbeugung, nur zuschritt und mit der Hand dessen Lehne ergriff, sich aber nicht niedersetzte.

„Es wird mir nicht so viel Zeit bleiben,“ sagte er endlich, während er mit tückischer Schadenfreude das Entsetzen beobachtete, das sein Erscheinen unter den glücklichen Menschen angerichtet, „denn ich muß heute Abend noch an Bord zurückkehren, aber die Pflicht wird eine angenehme, da ich die Fahrt in so liebenswürdiger Gesellschaft mache. Señorita, ich möchte Sie bitten, etwas Wäsche zusammen zu packen, denn Sie werden uns begleiten.“

„Ich!“ rief die Frau erbebend, und ihre Wangen

überzog Todenbläſſe. — „Was, um der Juſty und Willen, haben Sie vor?“

„Señor,“ ſagte aber Ramos, der ſich die größte Gewalt anthun mußte, um ruhig zu bleiben, — „führt Sie eine Botſchaft hierher, die Sie für mich haben, ſo bitte ich, ſich direct an mich deshalb zu wenden — einen unpaſſenden Scherz, den Sie ſich mit meiner Frau erlauben, dürfte ich nicht in der Stimmung ſein, ruhig zu ertragen. Sie wiſſen doch, daß Sie hier in meinem Hauſe ſind?“

„Señor Ramos,“ erwiderte der Commiſſair mit ſeiner ewig lächelnden Ruhe, die dem Gegner das Blut wie Feuer durch die Adern ſtrömen machte, „behalten Sie Ihr kaltes Blut! — Uebrigenes kann ich Ihnen die Verſicherung geben, daß ich in dieſem Augenblick zu nichts weniger als zum Scherzen aufgelegt bin. Als ich Ihrer Frau Gemahlin ſagte, ſie würde uns begleiten, ſprach ich im vollen Ernſt, denn ich bin hierhergekommen, Señor Ramos, um Sie und Ihre Familie im Namen Sr. Excellenz unſeres hohen und berühmten Präſidenten Mosquera als Hochverräther zu verhaften und nach Buenaventura hinüber zu führen.“

„Meine Familie?“ ſchrie Don Joſe faſt außer ſich. — „Und wenn ich wirklich ein Hochverräther

, was hätte mein Weib — mein Kind dabei zu thun?"

„Das Kind allerdings nichts," lächelte der Commissair, „aber die Anklage lautet gegen Sie und Ihre Frau Gemahlin, und so leid es mir thut —"

„Hund, verruchter!" stöhnte da Ramos, der seine Wuth nicht länger mäßigen konnte, indem er eins der auf dem Tisch liegenden Messer aufgriff und damit auf den Buben losſprang. Fosca aber, der mit der entschiedenen Absicht hierher gekommen war, seinen Todfeind bis zum Aeußersten zu reizen und dann erst zu vernichten, war darauf vollkommen vorbereitet und hatte nichts versäumt.

Bei der ersten Bewegung, die der Wüthende machte, stieß er die Thüre auf und in dem Moment sprangen die indessen heraufgeschlichenen Soldaten — Gesindel, das er sich selber zu dem Zweck an Bord ausgesucht — über die Schwelle und legten ihre Gewehre an. Die Frau fuhr in jähem Entsetzen nach ihrem Kind, das schreiend die Aermchen nach ihr ausstreckte, aber ihre Kräfte vermochten nicht sie länger aufrecht zu halten; sie brach ohnmächtig zusammen und ihr Mann, alles Uebrige in der Angst um die Gattin vergessend, ließ das Messer fallen und sprang zu, um sie zu unterstützen.

„Bindet den Verräther!“ sagte Fosca ruhig, und ehe Ramos, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, nur den Sinn der Worte begriff, hatten sich ein Paar der halbwilden Burschen schon auf ihn geworfen. Während ihn der Eine mit dem Kolben vor die Stirn stieß, daß er zur Seite stürzte, faßten die Andern seine Arme, zwangen sie zurück und schnürten sie fest.

Für einen Augenblick herrschte jetzt eine Scene der gräßlichsten Verwirrung in dem kleinen Gemach. Der Gefangene, der nur für einen Augenblick betäubt gewesen war, fuhr empor und suchte sich von seinen Banden zu befreien. In dem Ringen stürzte der Tisch um und das Kind kreischte so laut, daß es die Mutter damit wieder zum Leben zurückrief. — Aber auf der Straße unten sammelten sich ebenfalls Leute, und zwar Bewohner der Stadt, die den Señor Ramos immer nur als einen braven, ruhigen Mann gekannt, und jetzt nicht halb zufrieden waren, ihn so behandelt zu sehen, aber auch keinen entscheidenden Schritt gegen das bewaffnete wilde Gesindel wagen wollten.

„Nichtswürdiger Bube!“ rief da Ramos, sobald er nur wieder Athem und Besinnung erlangte, das ganze Furchtbare seiner jetzigen Lage zu übersehen. — „Diebische, schuftige Canaille, aus dem Gefäng-

niß entsprungen, um hier Deine boshafte Rache an Unschuldigen zu üben ....!"

Ein Soldat kam heraufgesprungen und flüsterte Fosca einige Worte zu. — Die Stimmung unten wurde eine immer drohendere, und so gern sich der Commissair vielleicht noch eine Weile länger an den Qualen der Unglücklichen geweidet hätte, durfte er es doch nicht wagen. Er wußte genau, wie weit er gehen konnte und daß er in der Furcht der Bevölkerung vor einem Conflict seine beste Stütze hatte, war aber einmal der Damm durchbrochen, so ließen sich die Folgen nicht absehn. So lag ihm denn nur daran, der Scene so rasch als möglich ein Ende zu machen.

„Knebelt den Burschen!" sagte er finster. „Wir dürfen uns nicht länger mit ihm aufhalten — und dann an Bord."

Den Soldaten selber war das ein erwünschter Befehl, denn sie fürchteten nicht mit Unrecht, daß er ihnen das Volk über den Hals schreien könne. Im Nu war das Knebeln geschehen, denn darin besaßen sie eine anerkennungswerthe Fertigkeit.

Ramos befand sich wenige Secunden später machtlos in der Gewalt seiner Feinde.

„Señor, um der heiligen Jungfrau Willen, was habt Ihr mit uns vor?" rief die Frau.

— „Was ist geschehen, daß so Entsetzliches nöthig wurde?"

„Señorita," sagte Fosca, dem jetzt nur daran lag, fort und an Bord zu kommen, und der deshalb vor allen Dingen die Frau beruhigen mußte, „wenn Ihr Herr Gemahl nicht nach einer Waffe gegriffen hätte, wäre das Alles unnöthig gewesen. Ertragen Sie für jetzt, was sich nicht ändern läßt, mit Geduld. Die Anklage ist allerdings erhoben und da die Regierung den Befehl zu Ihrer Verhaftung erließ, so muß derselbe auch ausgeführt werden. An Ort und Stelle finden Sie aber vielleicht Mittel und Wege, sich wirksam zu vertheidigen und Ihrer Rückreise — wenn Sie freigesprochen werden — steht dann nicht das Mindeste im Wege; jetzt fort mit ihm, Ihr Leute! — Macht rasch! Das Boot wartet. Señorita, wenn Sie noch etwas von Ihren Sachen mitzunehmen wünschen, was Sie auf der Reise brauchen, so habe ich nicht das Geringste dawider. — Alles Andere ist Staatseigenthum und wird Ihnen erst bei Ihrer Freisprechung in Buenaventura wieder eingehändigt."

„Staatseigenthum?"

„Bitte, beeilen Sie sich ein wenig, denn so leid es mir thut, kann ich ihnen doch nur noch fünf Minuten Zeit geben."

So völlig machtlos die Frau bei dem ersten Begreifen dessen, was sie bedrohte, in sich zusammen gebrochen war, so vollkommen klar stand jetzt Alles vor ihrer Seele, und das Entsetzliche, anstatt sie zu beugen, hielt sie aufrecht. Sie sah den Gatten widerstandslos in der Gewalt der Feinde, sah sich und ihr Kind von einem gleichen Schicksal bedroht und fühlte, daß sie für Alle denken mußte. Mit zitternder Hand strich sie sich die herabgefallenen Locken aus der Stirn, aber ihr Blick schweifte fest und suchend in dem kleinen Gemach umher und haftete im nächsten Augenblick auf der angstvollen Gestalt Antonio's, der neben dem furchtsam zusammengekauerten Mulattenmädchen in der kleinen Hinterthüre stand.

„Ah, Teresa," rief sie diese an, mach ein wenig rasch! Muchacha, wir haben Eile. Gieb mir etwas Kinderwäsche für meine Adriana heraus — und für mich auch. — Wir gehen auf Reisen. Das Mädchen darf mich doch begleiten, Señor?"

„Bedaure sehr, Ihnen das abschlagen zu müssen, Señorita," sagte Fosca kalt. — „Es ist nicht Sitte, daß Gefangene Dienerschaft mitnehmen, und der Raum auf dem Schooner ist ohnedieß außerordentlich beschränkt."

„Die Reise wird nicht lange dauern?"

„Höchstens zwei Tage. Wir laufen vor dem Wind nach Buenaventura hinauf.“

„Gut denn! Wie Gott will! Hier, Teresa — still, mein Herz, weine nicht — die Mama bleibt bei Dir — hier, Teresa, diese Sachen packe in die kleine chinesische Kiste — dies auch noch — hier ist noch ein Kleidchen für Adriana —“

Sie war an den Schreibtisch ihres Mannes getreten und hatte dort aus einer der Schiebladen ein kleines Kästchen genommen, das sie mit ihrem Körper so verdeckte, um es vor den Blicken des Commissairs zu verbergen. Ihr Auge suchte dabei Antonio und der schlaue Schwarze begriff augenblicklich, was sie wollte. Als sie an ihm vorüberging, hatte sie es ihm gereicht und er es auch schon mit einer raschen Bewegung hinter sich und hinaus in das Dunkle geschafft.

„Madame erlauben mir vielleicht, daß ich Ihnen behülflich bin,“ sagte da vortretend Fosca, — „es versteht sich von selbst, daß Sie alle Werthsachen ausliefern, um den Staat für etwaige entstehende Unkosten zu decken.“

„Ich verstehe,“ sagte die Señora kalt. — „Sie haben volle Freiheit hier, Señor —“

„Wo ist der Mulatte, der da noch eben in der Thüre stand?“

„Haben Sie Auftrag, auch ihn wegen Hochverrathes zu verhaften?“ fragte die junge Frau mit einem bitteren Lächeln.

Fosca schritt rasch der kleinen Hinterthüre zu, aber der Mulatte war verschwunden und über die schwanken Bambusstäbe, die da draußen die Brücke zu dem Hintergebäude bildeten, wagte er nicht, ihm zu folgen. Ohne Weiteres machte er sich dagegen über die wenigen Schränke her. Von dem Bette riß er ein Tuch herunter und breitete es auf den Boden, dann warf er darauf, was ihn des Mitnehmens werth dünkte, band es zusammen und gab es einem der Soldaten zum Tragen. Aber er schien noch nicht befriedigt, denn er hatte bis jetzt kein baares Geld gefunden und wandte sich deshalb an die Frau.

„Nehmen Sie, was Sie finden,“ sagte diese verächtlich, „und verlangen Sie nur nicht, daß ich Ihnen suchen helfe. — Ich wüßte übrigens nicht, daß der Staat seine Beamten zum Plündern in die Häuser schickt.“

Fosca durchwühlte noch eine Zeitlang alle Fächer, aber die Zeit mochte ihm selber dabei zu lang währen. Vor Allem mußte er seine Gefangenen an Bord und in Sicherheit schaffen — nachher konnte er ja noch immer hierher zurückkehren. Indessen beorderte er

zwei von den Soldaten, auf Wacht zu bleiben und Niemanden hinauf zu lassen. Zwei Andere trugen indessen den Gefangenen zur Treppe, wo andere standen, sie zu unterstützen. Aber Ramos richtete sich hier auf und stieg selber die Stufen hinab. Widersetzlichkeit hätte auch nichts geholfen und ihn selber nur den Mißhandlungen der Buben ausgesetzt.

Vor dem Hause hatten sich indeß eine Menge von Menschen versammelt, und untereinander flüsterten die Leute und bedauerten die arme Frau und das Kind, aber Niemand wagte ihnen thätlich beizustehen. Wer konnte auch wissen, welches furchtbare Verbrechen die Beiden begangen hatten!

Siebentes Capitel.

Der Succurs.

„Hallo, Renard! Noch dunkel hier?" riefen die erst Eintretenden den Franzosen an. — „Was, zum Teufel! treibt Ihr? Ist das Oel ausgegangen?"

„Einen Augenblick, Señores, einen Moment nur!" rief Renard, geschäftig um seinen Ladentisch herumeilend, um Licht zu machen, denn die eine düster brennende Lampe erhellte den Raum nicht zum dritten Theil. „Bin ja selber erst jetzt nach Hause gekommen.

Alle Wetter! An ſolchen Tagen kann man doch nicht daheim ſitzen und die Welt eben treiben laſſen was ſie will."

„Unſeren Alkalden begreife ich nicht, daß er dieſen — Señor hier nach Herzensluſt wirthſchaften läßt," riefen die Vorderſten, als ſie von der Frontthüre aus das Haus betraten. — „Es iſt ſchändlich, die arme Frau ſo zu behandeln. Die hat doch wahrhaftig keinen Hochverrath begangen."

„Quien sabe, compañero" ſagte ein Anderer. „Es paſſiren wunderliche Dinge in der Welt, und was hätten wir machen wollen? Uns der neuen Regierung widerſetzen? — Eine hübſche Bande von Soldaten haben ſie mitgebracht und was für ein Gewiſſen hätten ſich die Kerle daraus gemacht, unter uns hinein zu ſchießen. Renard, ein Glas von Eurem beſten Cognac. Mir iſt die Geſchichte in den Magen gefahren, und ich muß ſie hinunterſpühlen."

„Was iſt denn vorgefallen, Señores?" fragte Renard neugierig gemacht, indem er die beiden Oellampen raſch angezündet hatte und die Cognacflaſche mit Gläſern auf den Ladentiſch ſtellte.

„Ach was? Nichts!" ſagte der Poſtmeiſter, der von der andern Seite kam. — „Mir auch die Flaſche! Nichts, als daß ſie dieſen Señor Ramos endlich abge-

faßt haben und ihn nun mit nach Buenaventura nehmen. Ich habe dem Burschen nie getraut, denn er that immer viel zu geheimnißvoll und wollte mit Keinem von uns Umgang haben."

„Aber was hat die Frau damit zu thun, Don Gaspar?" redete ein anderer den Postmeister an. „Die und das arme Kind auf ihren schmierigen Schooner und zwischen all' das Gesindel zu schleppen, ist doch mehr als grausam und der Präsident weiß sicher nichts davon."

„Was geht's uns an? Das ist ihre Sache!" brummte der noch vor wenigen Stunden so wüthende Nationalitätsvertheidiger. — „Wir haben genug mit unseren eigenen Angelegenheiten zu thun."

„Hülfe, Señores! Hülfe um des Himmels Erbarmen Willen!" rief ein junger Mulattenbursche, der in die Thüre gestürzt kam und sich verstört in dem Raume umsah. — „Meinen armen Herrn, meine arme Señora und das kleine liebe Kind haben sie fortgeschleppt und wollen sie in's Gefängniß stecken! O, helfen Sie, helfen Sie! Señor Ramos so ein guter, braver Mann — so eine gute, brave und schöne Dame! Es ist ja schrecklich!"

„Ach was! Mache daß Du fortkommst, Braunfell!" schrie ihn der Postmeister an, der übrigens

nicht viel lichter war wie Jener selber. „Wenn Deine Herrschaft nichts verbrochen hat, wird ihr auch nichts geschehen, und hat sie sich etwas eingebrockt, nun gut, dann bekommt sie jetzt Gelegenheit es auszueſſen."

„Es ist eigentlich eine wunderbare Geschichte, Don Gaspar," sagte ein Mann, der einen kleinen Schooner hatte und mit diesem gewöhnlich Fahrten zwischen der Insel und den übrigen Küstenstrichen machte, „daß man den Ramos einsteckt, der beim Ansegeln der Fahrzeuge ruhig in seinem Hause saß, und Euch frei laufen ließ, der Ihr die Mannschaft nicht allein gegen den Usurpator — wie Ihr ihn nanntet — aufgeboten, nein, sogar Eure furchtbare Kanone auf die Feinde abgefeuert habt und jetzt seid Ihr auf einmal ein Herz und eine Seele mit der Gesellschaft —"

„Kümmert Euch um Euch selber!" rief Don Gaspar, dem das Gespräch nicht angenehm zu sein schien. — „So lange wir noch nicht wußten, daß wir es mit einer rechtmäßigen Regierung zu thun hatten, waren es unsere Feinde, und ich glaube, ich habe bewiesen, daß ich mein Leben und Blut für mein Vaterland wagen kann. Wie aber die Sache jetzt steht, mit einem wirklichen Regierungs-Commissair an Bord, der ordentliche Vollmacht vom Präsidenten hat —"

„Die aber noch Keiner von uns zu sehen bekommen," unterbrach ihn der Andere wieder.

„Er braucht sie auch nicht Jedem unter die Nase zu reiben!" rief der kleine Mann ärgerlich, „und wir sollten froh sein, daß wir endlich geregelte Verhältnisse bekommen, denn diese ewigen Revolutionen bringen uns nur hier Gefahr und können uns nie etwas nützen."

„Schöne geregelte Verhältnisse das," sagte der Erste wieder, „wenn man friedliche Familien Nachts aus ihren Häusern holt und auf das erste beste Schiff schleppt!"

„Verbrecher müssen auch wie Verbrecher behandelt werden," rief Don Gaspar, sein ausgetrunkenes Glas auf den Tisch stoßend. „Ehrliche Leute haben sich weder davor zu fürchten, noch sich darum zu kümmern." Und seinen Hut auf das eine Ohr schiebend verließ er rasch das Haus.

„Ehrliche Leute!" lachte der Schoonermann hinter ihm her. — „Prachtvolle ehrliche Leute, die, alle Beide! — Weil der eine Lump Steuerdefraudationen begangen hat, mußte er bei Nacht und Nebel fort von hier, und weil er den Anderen nicht verrathen, muß der jetzt durch Dick und Dünn mit ihm, wenn er sich nicht selber an den Pranger stellen will."

„Oh por amor de Dios, helft meiner armen

Bayerische Staatsbibliothek München

Herrschaft!“ bat der Mulatte noch einmal. — „Hat mein armer Herr jemals einen Menschen gekränkt? — Hat die gute liebe Dame nicht vielen, vielen Armen Wohlthaten erzeigt, und war sie nicht immer lieb und freundlich gegen Jeden, Jeden?“

„Ja, mein braver Bursche,“ sagte der Schoonermann, „das ist Alles recht schön und gut, aber so viel ich weiß, haben sie sie schon an Bord des Schiffes und was können wir da machen?“

„Ach nein, Señor,“ rief der Mulatte rasch, — „das Boot war abgefahren — Señor Fosca konnte nicht fort — er war sehr böse und hat sie jetzt so lange unter das Haus des Alkalden gethan — einen Platz, wo sich sonst die Kühe und Schweine aufhalten. — Meine arme, arme Señora!“

Stimmen wurden laut draußen und sechs oder acht der Schiffssoldaten drangen in den Raum.

„Hallo, Señores!“ sagte Monsieur Renard. — „Was wünschen Sie? Auf der Jagd nach Hochverräthern, wie?“

„Ein Officier ist von unserem Schiff entflohen,“ sagte der Eine der Leute barsch, „ein Franzose, einer von Euren Landsleuten und wir sollen hier nachsuchen, ob er sich nicht in Eurer Wohnung aufhält. Ist er da, so gebt ihn heraus, denn er kann nicht fort. Un-

sere beiden Boote kreuzen an der anderen Seite und wir müssen ihn wieder haben. Almirante hat 50 Dollar geboten, wer ihn wiederbringt."

„Peste!" murmelte Monsieur Renard leise zwischen den Zähnen, während die übrigen Gäste den Laden verließen, um mit dem braunen wilden Volk in keine Berührung zu kommen. — „Aber, Señores, hier ist er nicht, so viel sehen Sie, er müßte sich denn während meiner Abwesenheit oben versteckt haben. Bitte, gehen Sie hinauf und durchsuchen Sie das ganze Haus. Ich würde nie einen Deserteur beherbergen."

„O du lieber Himmel!" stöhnte der arme Mulatte und stützte sich mit dem Ellenbogen an das nämliche Faß, in dem Baptiste versteckt lag, „wer wird meiner armen Herrschaft helfen?"

„Kommen Sie nur, Señores," sagte Renard, dem jetzt nur daran lag, die Leute aus dem Laden zu bringen, weil er sich ziemlich sicher wußte, daß sein Landsmann die ihm vergönnte Zeit zur Flucht benutzen würde. Die Soldaten, in der Hoffnung, den Entsprungenen zu finden, folgten ihm auch rasch; kaum hatten sie aber den unteren Raum verlassen, als Antonio, wie von einer Schlange gestochen, zurückschrak, denn aus dem Fasse heraus ergriff eine Hand seinen Arm — aber eine Stimme flüsterte gleich darauf:

„Ich helfe Dir, Camerad! Komm!“ Mit einem Satze war der Franzose aus seinem Verstecke heraus, ergriff das Ruder, nahm, ohne besonders wählerisch zu sein, noch ein anderes von den dort lehnenden, das er dem Mulatten in die Hand drückte und zog den armen Teufel, der gar nicht wußte, was er von dem Allem denken sollte, mit sich und durch die Hinterthüre in's Freie hinaus.

Er bedurfte keiner langen Zeit, um sich mit dem Mulatten zu verständigen.

„Kennst Du mich nicht mehr, Tonio?“

„No, Señor! — Es ist dunkel —“

„Hast Du Baptiste vergessen?“

„O Señor Batista — unsere arme Señora —“

Komm, mein Bursche! So lange Leben da ist, so lange ist Hoffnung, und wenn wir nicht zu helfen vermögen, so können wir dem schurkischen Foska wenigstens ein Messer in den Giftbalg rennen. Ich bin heute Abend gerade bei Laune. Hast Du ein Canoe?“

„Ein gutes, großes Canoe — läuft wie der Wind.“

„Können wir damit in See gehen?“

„In See? — Ich weiß nicht — große Wellen in See.“

„Bah! Besser ersoffen als nach Buenaventura, sagte Baptiste. — „Wo liegt Dein Canoe?“

„Gleich dort drüben an dem Sandbluff.“

„Wenn wir nur Jemanden hätten, der bereit stände.“

„Teresa!“ sagte der Mulatte rasch.

„Gut — und noch ein Ruder soll sie mitnehmen. Fort mit Dir! Ich bleibe hier so lange unter dem Hause, bis Du zurückkommst.“

Der Mulatte flog mehr als er ging die Straße hinab und Baptiste drückte sich in den Schatten des nächsten Ueberbaues, wo er auch eine Entdeckung nicht zu fürchten hatte, denn um alle die Plätze abzusuchen, würden die Soldaten eine ganze Nacht gebraucht haben. Antonio blieb aber auch nur wenige Minuten.

„Was nun, Master? — Was können wir zwei gegen alle die Soldaten ausrichten? — Sie werden uns todtschießen und die arme Señora doch mit fortschleppen.“

„Was wir machen können, Camerad, weiß ich selber noch nicht,“ lachte Baptiste in tollem Uebermuth. „Das muß der Augenblick geben. Ich fühle mich aber aufgelegt, mit einer ganzen Rotte der feigen Schufte anzubinden; und kann ich die Unglücklichen nicht befreien, so liefere ich mich selber wieder an den Schooner aus, denn sie sollen die Reise nicht ohne einen Freund an Bord machen.“

„Sie sind von dem Schiffe entflohen?“

„Bst, Camerad! Jetzt ist keine Zeit zum Geschichten erzählen. Wo ist des Alkalden Haus?“

„Gleich dort drüben. Sowie wir um diese Ecke biegen, liegt es vor uns.“

„So komm!“ flüsterte Baptiste. — „Wenn ich erkannt werden sollte und fliehen müßte, findest Du mich gleich nachher unter dem nämlichen Hause wieder, wo ich eben auf Dich gewartet habe. Die Schufte werden auch das ganze Haus geplündert haben.“

„Das Beste hat die Señora gerettet,“ rief Antonio rasch, „ein Kästchen, das sie mir zum Aufheben gegeben.“

„Und wo ist das?“

„Teresa nimmt es mit zum Canoe.“

„Bravo, mein Junge! Das war gescheit und nun vorwärts.“

In der Straße, in welche sie einbogen, war Alles todtenstill und Baptiste blieb zögernd stehen. — Die Gefangenen mußten schon fortgebracht sein, denn sie hätten sonst wenigstens Soldaten sehen müssen. Antonio ergriff seinen Arm und drückte ihn leise.

„Bleibt hier einen Augenblick,“ flüsterte er, „ich bin gleich zurück!“ und wie ein Pfeil glitt er über die dunkle Straße hinüber und dann dicht an der anderen

Seite hin, bis zu des Alkalden Haus. Aber ſchon nach wenigen Secunden kehrte er zurück. Kein Menſch war mehr dort zu ſehen, die Gefangenen mußten ſchon an Bord geſchafft ſein.

„Dann ſei Gott uns gnädig!“ flüſterte Baptiſte zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen durch. „Ich habe mein Wort gegeben, und beim Himmel, ich will es halten.“

„Was wollt Ihr thun, Señor?“

„Ich kehre an Bord zurück. Allein und freudlos ſollen die armen Menſchen ihren Feinden nicht überantwortet werden. Wo liegt Dein Canoe?“

„Gleich dort drüben, Señor, etwas oberhalb der Schiffe. O meine arme, arme Señora!“

„Wo ſtand ihr Haus früher?“

„Wenn wir durch dieſe Gaſſe gehen, kommen wir daran vorbei. — O ſo ſchön war es dort! So lieb und freundlich, bis die böſen, böſen Menſchen kamen.“

„Fort! fort! Wir dürfen hier nicht länger zögern. — Komm dort vorbei, vielleicht hören wir noch etwas von ihnen. Was liegt auch daran, ob ich der Patrouille begegne.“ Und mit raſchen Schritten, faſt in einem halben Lauf, rannte er die Gaſſe hinab, mit Antonio an ſeiner Seite.

„Dort liegt das Haus.“

„Da ist noch Licht darin," rief Baptiste überrascht."

„Sie werden es völlig plündern. Señor Fosca läßt nichts zurück, denn seit ihn mein Herr in Bogota wegen Unterschlagung und Betrug in's Gefängniß werfen ließ, hat er eine furchtbare Wuth auf ihn bekommen."

„Also deshalb? Wahrhaftig, sie tragen Sachen herunter. Komm, Antonio, wir wollen ihnen helfen." Und rasch entschlossen, wie er immer war, schritt er, von dem Mulattenburschen aber nur scheu gefolgt, gerade über die Straße hinüber, wo er einen Soldaten mit einem Pack traf, während der andere gerade wieder die Leiter hinaufstieg.

„Aber Muchachos," redete er den Burschen wie ärgerlich an, — „was vertrödelt Ihr die Zeit hier auf eine so nichtswürdige Weise? Wißt Ihr nicht, daß sie an Bord auf Euch warten?"

„Pero Señor!" sagte der Bursche ganz erstaunt seinen Offizier ansehend. — „Sind Sie denn nicht fortgelaufen? Caracho! Sie werden doch in der ganzen Stadt gesucht!"

„Du faselst wohl?" rief Baptiste. „Marsch mit Euch! Der Commissair wird wüthend werden."

„Aber der Commissair hat uns ja eben erst noch

einmal heraufgeschickt. Er will Alles mitnehmen, ehe er die Gefangenen an Bord schafft."

„Hat er die noch nicht drüben?" rief der Franzose wie ärgerlich, „das ist ja rein zum rasend werden mit der Langweiligkeit. Wer ist noch bei ihm?"

„Weiter Niemand als sechs von unseren Leuten, zum Rudern und zur Bewachung."

„Aber ein Boot hat er doch?"

„Ja, von der Galeotte ist eins herübergeschickt. Das ist eben die Mannschaft, denn die Anderen sind den Fluß hinauf, weil sie glaubten, daß Sie nach Ecuador hinüber wollten."

„Ich nach Ecuador? Unsinn!" rief Baptiste, mit wenigen Schritten die Stufen hinaufliegend. Dort überraschte er den zweiten nicht minder als seinen Cameraden, durch sein Erscheinen, aber er ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

„Fort mit Dir, Bursche!" rief er. „Die Zeit vergeht! Wir müssen zum Boot!" Ohne Weiteres das Bettzeug von einem der Gestelle nehmend, trug er es an die Treppe und warf es hinunter. — „Hier, Antonio, trage das!" — Dann griff er das andere auf, hob es sich auf den Kopf, und folgte damit ebenfalls.

Der Soldat wagte naürtlich keinen Einspruch.

Wie konnte er auch? Daß sein Vorgesetzter den Befehl in die Hand nahm, verstand sich von selbst, und daß es geheißen hatte, er sei desertirt — lieber Gott! an Bord der Schiffe herrschte überhaupt so viel Confusion, daß ein solcher kleiner Mißgriff nicht einmal zu den Unwahrscheinlichkeiten gehörte. Daß aber der Offizier solche Eile hatte, beunruhigte ihn, denn die Soldaten trauten noch immer dem Frieden nicht in der Stadt. War etwas vorgefallen? Wenn sie hier abgeschnitten und beim Plündern eines Hauses gefaßt wurden, konnte es ihnen schlecht gehen. In aller Hast griff er auf, was ihm gerade unter die Hände kam, und folgte den Vorangegangenen, die schon unterwegs nach dem Boote waren.

Achtes Capitel.

Der Commissair in der Falle.

In einer entsetzlichen Lage waren indessen die unglücklichen Gefangenen, die, ganz der Willkür ihres Henkers anheim gegeben, den rohen Scherzen und dem Spott der Soldaten zur Zielscheibe dienen mußten, damit diese sich die müßige Zeit am Ufer vertreiben konnten. Fosca hinderte sie auch nicht daran und Señor Ramos knirschte machtlos seine Zähne zusammen. Er konnte nichts dagegen thun. Mit auf den

Rücken gebundenen Händen lag er hinten im Boot, während neben ihm im Heck, die Steuerreeps in der Hand, der Commissair Platz genommen hatte. Die Frau kauerte mit dem Kinde in der Mitte des Bootes, neben ihren dort aufgehäuften Habseligkeiten, und ihre stillen Thränen netzten die Wangen der Kleinen, während sie ihr liebe Worte gab, sie zu beruhigen suchte und ihr Trost zusprach — Trost, der ihr selber fehlte.

Der Commissair war schon fast ungeduldig geworden, denn wenn auch seine eigene Habgier die Leute noch einmal hinauf geschickt hatte, um so viel als möglich mit fortzuführen, fing die Zeit ihm doch an lang zu werden.

Die Soldaten schlenderten indessen am Ufer auf und ab, als einer von ihnen die Ankunft der Erwarteten meldete.

„Nun endlich!" rief ihnen Fasco schon von weitem entgegen. „Das hat lange gedauert. Macht, daß Ihr herein kommt. Aber wozu schleppt Ihr den ganzen Plunder mit herunter? Wer hat Euch gesagt, daß Ihr die Betten mitnehmen sollt? Wir haben ja nicht einmal im Boote Platz. Werft die Lumpen dort auf den Sand und legt nur das Andere herein."

„Bitte um Entschuldigung, Señor Comisario,"

lachte Baptiste, indem er seine Ladung, gegen den Befehl, in das Boot warf und dann Antonio's ebenfalls abnahm und den ersten folgen ließ; „es ist eine alte Regel, beim Ausräumen nichts zurückzulassen, und da die Gefangenen doch unterwegs wahrscheinlich auch schlafen wollen, brachte ich mit, was mir unter die Hände kam."

„Caramba!" rief der Commissair erstaunt. Señor Batista? Ich meinte, die ganze Mannschaft sei hinter Ihnen her, um Sie wieder einzufangen!"

„Das ist prächtig," lachte der Franzose. „Dasselbe haben mir schon die Burschen gesagt. Wenn ich also auf speciellen Befehl des Admirals in der Stadt herumlaufe, um einige Aufträge auszuführen, hetzt der Steuermann die Soldaten hinter mir drein, um mich wieder einzufangen. Kostbare Idee das! — Aber rasch, Jungens, das Wasser fällt schnell, die Ebbe muß bald ausgelaufen sein und wir bleiben auf trockenem Sande sitzen. Holzköpfe, Ihr, seht Ihr nicht daß das Boot schon aufsitzt? Angefaßt da! Rasch, damit wir es wieder flott bekommen!"

Die Thatsache ließ sich nicht leugnen und die Soldaten, völlig beruhigt darüber, daß ihr Officier nicht hatte weglaufen wollen — er wäre sonst doch wahrhaftig nicht freiwillig wieder gekommen — sprangen

in das Wasser und schoben das Boot zurück, bis es wieder flott wurde.

„Wir haben hier nicht alle Platz!“ rief der Commissair.

„Das ist richtig. Dann bleiben die Soldaten zurück, bis wir das Boot wieder herüber schicken können.“

„Das geht nicht,“ beharrte Fosca. „Ich muß Wache bei dem Gefangenen haben.“

„Dann wird doch wohl noch ein Canoe aufzutreiben sein,“ sagte Baptiste. — „He, Bursche, hast Du kein Canoe in der Nähe?“

„Gleich hier oben, Señor,“ rief Antonio, an den die Frage gerichtet war.

„Dann hole es, schnell!“

Der Mulatte verschwand wie ein Schatten in der Nacht.

„Wer war der?“ fragte der Commissair.

„Ein Bursche, der uns heute Abend noch frisches Fleisch herüber liefern solt. Er muß mit an Bord, um den Auftrag zu erhalten.“

Ein eigener wilder Plan zuckte durch des Franzosen Hirn. Noch war es vielleicht möglich die Unglücklichen zu retten, wenn er den größten Theil der Soldaten beseitigen konnte. Aber wie? Gewohnt jedoch, Alles dem Augenblick zu überlassen, sprang er

jetzt ebenfalls in das Boot, angeblich um das Gepäck zu ordnen, in Wirklichkeit, um es so zu vertheilen, daß so wenig als möglich Menschen darin sitzen konnten.

Die Gefangenen hatten ihn gar nicht beachtet und noch viel weniger in der Dunkelheit erkannt. Waren doch auch Jahre verflossen, daß sie seine Stimme gehört, die damals, von Krankheit geschwächt, auch matt und hohl genug geklungen hatte. Und wie konnten sie ihn an Bord hier und unter denen vermuthen, die im Begriff waren, ihr ganzes Lebensglück zu zerstören!?

Von oben den Canal herunter kam jetzt das Canoe gerudert und lief im nächsten Augenblick etwa zehn Schritt von dem anderen auf den Sand.

„Hallo! Was ist das für ein Frauenzimmer da drin?" rief der Commissair.

„Die Wäscherin, Señor, die an Bord soll und die ich dort oben fand," erwiderte Antonio rasch gefaßt, und Ramos zuckte unwillkürlich zusammen, denn jetzt hatte er seines treuen Burschen Stimme erkannt. Aber Baptiste rief, auf die Idee eingehend:

„Zum Henker und wegen der bin ich eine volle Stunde in dem dunklen Nest und drüben an der Punta herumgehetzt! Ich glaubte schon, der Admiral würde mir alle Wetter auf den Hals fluchen, wenn ich sie nicht mitbrächte. Aber hinein hier mit ihr in

das Boot! Die darf ich nicht drüben bei den Soldaten lassen."

„Hier in das Boot geht sie nicht mehr," rief der Commissair dazwischen. „Caramba! Mann, wen und was wollt Ihr denn nicht noch hereinpacken?"

Baptiste war nicht gesonnen, seinen einmal gewonnenen Vortheil aufzugeben. Jetzt mußte er mit dem Boote fliehen — das war die letzte Möglichkeit eines Erfolges, und da er mit dem Canoe nie hätte wagen dürfen, schwer geladen in die offene See hinauszusteuern, so bot das Boot, so mittelmäßig es auch sonst sein mochte, doch unendlich mehr Sicherheit. Ohne deshalb auch weiter den Befehl des Commissairs zu beachten und das Mulattenmädchen, das schnell an Land gesprungen war, selber in den Bug des Bootes hebend, sagte er:

„Ueberlassen Sie das Alles mir, verehrter Herr! Ich bringe Sie sicher hinüber, denn mir liegt selbst daran, von der Sache abzukommen. Auf einem Kriegsschiff macht man nicht gern den Polizeidiener und Büttel. — He, kannst Du rudern, Bursche?"

„Gewiß, Señor," erwiderte Antonio.

„Dann marsch hinein mit Dir und stoß ab! Halt, füs das Canoe sind zu viel Leute! Zwei können noch mit hier herein."

„Wenn Sie nicht den ganzen Platz verpackt hätten," rief der Commissair unwillig. „Werft doch den Plunder über Bord."

„Gut, dann legt Eure Gewehre hier herein. Gebt sie her! Herr Commissair, bitte um ein wenig Raum." Und die Gewehre der Leute nehmend, trug er sie selber, das Wasser nicht achtend, hinter nach den Steuerreeps.

„Und wie soll ich jetzt steuern?" fragte Fosca ärgerlich.

„Das besorge ich selber. Jetzt vorwärts! Einer von Euch noch herein. Du hier, Pedro!" sagte er, einen kleinen schwächlichen Burschen aus dem Trupp ergreifend. „Setze Dich da vorn hin und rudere aus Leibeskräften. Nun ab! Kommt mit dem Canoe nach, so rasch Ihr könnt."

Die Soldaten waren ganz verdutzt. Wenn ihnen aber das hastige, fremdartige Benehmen ihres Officiers auch auffiel, konnten sie doch nichts dagegen thun, denn er war einmal ihr Vorgesetzter, und so lange es sich der Commissair gefallen ließ, durfte es ihnen auch recht sein.

„Caracho, Señor!" lachte der Eine. „Die Señorita hätten Sie uns ebensogut im Canoe lassen können. — Sie haben ja schon eine an Bord."

„Nichts für uns Beide, Camerad!" rief ihm der

Franzose zu, während er, von Antonio kräftig unterstützt, das Boot mit dem Ruder hinaus in tiefes Wasser stieß. Dort wirkte schon die Strömung und sie mußten zu den Rudern greifen.

„Bitte, Señor," sagte dann Baptiste, indem er ziemlich rücksichtslos über die Gefangenen hin nach hinten stieg und sich zu dem gebundenen Ramos niederbog, „der Señor hier liegt mir im Wege. Steuern Sie einmal einen Augenblick."

„Ja steuern!" brummte der Commissair. „Alle Gewehre liegen auf den Reepen."

„Fassen Sie nur das Ruder mit der Hand an. Sie wissen sich doch sonst immer so vortrefflich zu helfen, Señor."

Der Ton, mit dem dieses gesagt wurde, frappirte den Neu-Granadienser, aber er mußte in der That das Steuer etwas aufdrehen, wenn das Boot nicht mit der Strömung zu weit hinabgetrieben werden sollte. Er erhob sich zu dem Zweck, kniete auf den Sitzbord und richtete das Ruder.

„Muth!" flüsterte in demselben Moment Baptiste dem Gefangenen zu und Ramos fühlte, wie ein scharfes Messer seine Bande durchschnitt. Seine Arme wurden frei.

„Und nun legt Euch in die Ruder, Burschen!"

rief der Franzoſe, ſich wieder aufrichtend, den beiden Leuten zu, indem er ſelber zum Steuerruder ging und die Gewehre ſo zurückſchob, daß er zwiſchen ſie und den Commiſſair zu ſitzen kam.

„Guarda se, Señor," ſagte der Soldat, „ſie ſind alle geladen."

„Ich weiß es. Nehmt Euch nur beim Ausſteigen damit in Acht, daß Keiner an dem Hahn hängen bleibt. So, Señor Comiſario, jetzt werde ich Sie ablöſen. Haben Sie die Güte und rücken Sie noch ein klein wenig hinüber."

„Halten Sie nicht zu tief! Die Strömung iſt hier ſehr ſtark und wir treiben ſonſt vorbei," ſagte Fosca, als er ſah, daß der Franzoſe den Bug mehr abfallen ließ.

„Nur keine Angſt, Señor," lachte dieſer in der Erregung des Augenblickes und das Herz klopfte ihm, als ob es ihm die Bruſt zerſprengen wollte. „Ich verfehle mein Ziel nicht, und paſſen Sie auf, was für eine angenehme Fahrt wir haben."

„Sie treiben wahrhaftig zu weit nach unten! Caracho, Señor! Können Sie nicht ſteuern? Sehen Sie doch, wie das Canoe hält."

„Ja, mein beſter Señor," lachte Baptiſte — ſie waren dem Canoe wenigſtens hundert Schritte voraus.

„Die Leute da drüben wollen auch an Bord, wir aber sind im Begriff, eine kleine Seefahrt zu machen.“

„Eine Seefahrt?“ rief der Commissair, erschreckt von seinem Sitze aufspringend. — „Verrath!“

Er hatte das Wort noch nicht ganz heraus, als ihm Baptiste's Finger den Hals wie in einem Schraubstock zusammenpreßten.

„Señor Ramos,“ rief er dabei, „auf und an Ihr Ruder! Du, Pedro, nach vorn! Die geringste Bewegung die Du machst, und ich jage Dir eine von den Kugeln durch den Leib — oder halt! Willst Du rudern, so rudere, was Du rudern kannst, und es soll nachher Dein Schade nicht sein, aber bei dem geringsten Zeichen von Verrath bist Du eine Leiche!“

„Ja, Señor, gewiß — wenn ich muß.“

„Du mußt! Antonio, bei der ersten falschen Bewegung, die er macht, rennst Du ihm Dein Messer in den Leib und wirfst ihn über Bord. Rudere jetzt! Stärker! Caramba, es ist für Dein Leben, Patron, denn wenn wir eingeholt werden, massakrire ich Dich selber.“

„Hallo!“ schrien jetzt die im Canoe befindlichen Soldaten hinter ihnen her. „Weiter hinauf! Ihr verfehlt das Schiff.“

„Bube!“ zischte der gefangene Commissair unter dem furchtbaren Griff seines Nachbars durch die

Zähne, und sich dann mit äußerster Kraftanstrengung frei machend, schrie er in einem wahren Aufkreisch um Hülfe. Aber es war nur ein einziger Ruf, den er ausstoßen konnte, denn Baptiste, der das Steuer nicht loslassen konnte, hatte nur einen Moment in seinem Griffe nachgelassen. Der Gefahr durften sie sich nicht aussetzen und ehe der Ueberlistete einen zweiten Schrei ausstoßen konnte, traf ihn die geballte Faust des kräftigen Franzosen so eisenstark gegen die Schläfe, daß er, wie von einer Kugel getroffen, zusammenknickte.

„Jetzt binden und knebeln Sie ihn, Señor!" rief er Ramos zu. „Rasch! Um unser aller Leben, denn wirkliche Gefahr erwartet uns erst, wenn sie auf den Schiffen mißtrauisch werden."

Es bedurfte keiner Worte weiter. Ramos begriff ihre Lage besser als irgend ein Anderer, wenn er sich auch noch nicht denken konnte, wer sein Befreier sei. Es war auch keine Zeit zu fragen, und mit einem Stück des Seils, mit dem er selber gebunden gewesen, schnürte er dem noch Bewußtlosen die Glieder zusammen nnd zwang ihm dann das Halstuch seines Kindes zwischen die Zähne in den Mund.

Sie trieben jetzt, ungefähr noch 120 Schritte von dem nächsten Schiff entfernt, an diesem vorbei.

„Ahoy the boat!“ schrie Mr. Culpepper's Stimme von dort herüber. — „Was für ein Boot ist das? Wohin wollt Ihr?

Keine Antwort erfolgte. Baptiste wußte nicht gleich, was er erwidern sollte, oder fürchtete, sich durch seine Stimme zu verrathen.

„Boot hinab! Rasch! Hinunter mit Euch, Ihr Jungen! Die besten Ruderer hinein und vier Mann mit Gewehren, hinter dem Boot dort her! Gebt Feuer, wenn sie nicht halten und dann rasch wieder geladen!“

Die Worte hallten deutlich von dort herüber.

„Diable!“ murmelte Baptiste vor sich hin. — „Mit zwei Rudern kommen wir nicht aus der Stelle. Señor, Sie müssen mit helfen. Rasch, greifen Sie ein Ruder auf, um Ihr Leben. Oder können Sie steuern? Ich habe mehr Kraft.“

„Ich kann steuern,“ sagte da die junge Frau, die vor Aufregung zitternd die letzten Vorgänge beobachtet, aber noch nicht gewagt hatte, eine Frage zu thun, ein Wort laut werden zu lassen. Wie ein Traum kam ihr das Ganze vor, und der Uebergang von dem furchtbarsten erdenkbaren Elend und Jammer zu Freiheit und Leben war ihr so überraschend schnell, so unerwartet, nie mehr gehofft gekommen, daß sie noch immer

nicht daran glauben mochte. Jetzt aber, wo ihre eigene Kraft und Geſchicklichkeit ihnen nützlich werden konnte, brach ſie das Schweigen.

„Brav, Señora, brav!“ rief Baptiſte jubelnd aus. „Das giebt uns ein Ruder mehr. Und jetzt, Tereſa, hierher! Weiter zurück, mein Schatz! Der Bug drückt vorn zu viel nieder und wir gehen deshalb zu ſchwer. Du kannſt das Kind nehmen.“

„Tereſa?“ fragte die Frau erſtaunt, aber Freudenthränen weinend und doch in zitternder Angſt kroch das arme Mädchen über die aufgethürmten Betten hinweg zu ihrer Herrin, vor der ſie niederfiel und ihre Knie umfaßte.

„Weg mit den Thränen, Schatz! Weg mit den Thränen!“ rief Baptiſte lachend. „Dazu iſt nachher Zeit. Wir werden da draußen Salzwaſſer genug in's Boot kriegen. — So recht, Pedro, lege Dich tüchtig hinein! Es ſoll Dein Schaden nicht ſein und wir wollen doch ſehen, ob wir in Ecuador nicht noch etwas Beſſeres aus Dir machen können als einen lumpigen Soldaten. Wir ſind jetzt Kameraden, und ich laſſe Dich nicht im Stich.“

Dadurch, daß das Mädchen zurückkommen mußte, hatte das Boot viel an leichterer Fahrt gewonnen, denn der Bug hob ſich. Des Seemanns ſcharfes

Ohr hatte aber auch bereits das Einſetzen der Ruder vom Schiffe her gehört, wenn ſie den Schooner ſelber auch ſchon nicht mehr auf dem dunklen Hintergrunde des Manglarenwaldes erkennen konnten. Nur die rothen Lichter leuchteten noch herüber.

„Nun für unſer Leben!“ rief er, ſein eigenes Ruder aufgreifend, während die Señora das Steuer genommen und nicht zu viel verſprochen hatte, als ſie verſicherte, ſie könne es regieren. „Halten Sie den Bug jetzt noch immer auf jenen hellleuchtenden Stern zu — es iſt die Venus, und mag er uns Glück bedeuten heute Abend.“

Von jetzt an wurde kein Wort mehr geſprochen. Die vier Männer ruderten ſchweigend, aber aus Leibeskräften, denn ſie wußten, daß nur größere Schnelligkeit ſie retten konnte.

Da fielen raſch hinter einander drei Schüſſe von dem verfolgenden Boot.

„Großer Gott, ſie ſchießen!“ rief die Frau. „Lege das Kind auf den Boden des Bootes, Tereſa.“

„Nicht hierher,“ beruhigte ſie Baptiſte, da er, mit dem Rücken nach vorn im Boot ſitzend, das Abblitzen der Gewehre hatte ſehen können. „Es iſt unmöglich, daß ſie uns hier ſchon erkennen, wenn nicht die hellen Betten zu ſehr leuchten.“

„Werft sie über Bord!“ bat Ramos.

„Bewahre!“ lachte der Franzose, „lieber den Comisario. Erst müssen wir finden, daß sie uns zu schwer sind. Decke jenen dunklen Poncho darüber, der auf dem Sitzbret liegt, Teresa. Er gehört freilich dem Herrn Commissair, aber zu dem Zweck wird er ihn uns wohl leihen.“

„Aber was bedeuten die Schüsse?“

„Nichts Gutes,“ sagte Baptiste finster. „Es sind Signale für das Boot an der anderen Seite der Insel, um dasselbe herbeizurufen, und wenn es wirklich in der Nähe ist, kann es uns den Weg abschneiden. Aber caramba!“ setzte er mit fest zusammengebissenen Zähnen hinzu. — „Wir haben auch Gewehre im Boot und im schlimmsten Falle können wir ihnen einen wärmeren Empfang bereiten als sie jetzt wohl denken.“

„Aber keine Munition.“

„Pedro hat doch gewiß seine Patrontasche mit. Wie viel Patronen sind darin?“

„Zwanzig, Señor.“

„Bravo, und sechs geladene Gewehre, die Festung ist armirt.“

„Und mit dem Boot hinter uns?“

„Ah bah!“ sagte Baptiste, sich in sein Ruder legend. — „Die Sache ist allerdings fast zu interes-

ſant, um angenehm zu ſein, aber hol's der Teufel! — Entſchuldigen Sie, Señora, auf See lernt man ein rohes Sprechen, ohne manchmal etwas dabei zu denken — ich hoffe doch noch, daß wir die hohe See gewinnen ſollen und wenn ſie uns da hinaus folgen, nun, dann formiren wir mit den Matratzen eine kleine Feſtung um den ſchwachen Theil der Beſatzung und wehren uns eben unſerer Haut. Vorwärts jetzt! — Mit dem Reden geht Kraft verloren."

Wieder wurden hinter ihnen drei Schüſſe abgefeuert und Baptiſte ſah zu ſeinem Schrecken, daß ſie diesmal nicht in die Luft ſchoſſen, ſondern hinter ihnen her. Aber die Entfernung war noch zu groß, nur wenn ſie hoch gehalten hätten, wäre vielleicht eine oder die andere Kugel bis zu ihnen geſchlagen. So fielen ſie alle zu kurz und er hütete ſich wohl ein Wort darüber zu ſagen, um die Frauen nicht unnützer Weiſe zu beunruhigen.

Das Boot flog raſch durch das Waſſer und eine Zeit lang wurde kein Wort weiter gewechſelt. Der Commiſſair war wieder zur Beſinnung gekommen und wand ſich krampfhaft am Boden des Bootes, aber er konnte keinen Schaden thun und Baptiſte, neben dem er lag, behielt ihn auch ſcharf im Auge.

„Wenn wir uns ein klein wenig mehr rechts hiel-

ten," ſagte Ramos endlich, — „die Gefahr wäre dort geringer, einem der anderen Boote zu begegnen."

„Wir dürfen nicht," erwiderte Baptiſte, — „wenn ſie uns nachher den Paß zwiſchen der Punta Manglares und der Inſel verlegen, ſo treiben ſie uns weit in See hinaus und dort ſteht jetzt ein tüchtiger Südwind, von dem wir hier nur noch nichts fühlen, weil wir durch das ſüdliche Land gedeckt ſind. Vorwärts! Hier iſt die Spitze der Inſel! In wenigen Minuten muß es ſich entſcheiden! Bis jetzt war Gott mit uns, er wird uns nun auch nicht verlaſſen."

Das hinter ihnen folgende Boot hatte jedenfalls etwas an ſie gewonnen, man konnte die Ruderſchläge deſſelben deutlicher hören, aber ihre Ruder knarrten und machten dadurch zu viel Geräuſch.

„Tereſa," ſagte Baptiſte, „nimm Lappen oder Tücher, was Du gerade haſt, Schatz, tauche ſie in's Waſſer und lege ſie uns unter die Ruder, verſtehſt Du? So! Ich habe mir ſchon geholfen," fuhr er fort, indem er ſein Taſchentuch in die Ruderdolle brachte, — „nur für die Anderen."

Das war bald geſchehen und ſie hatten nun den Vortheil, wenigſtens geräuſchlos zu fliehen.

Auf Baptiſte's Wunſch ließ die junge Frau das Boot jetzt noch ein wenig dem Land zu abfallen. So

nahe befanden ſie ſich jetzt am Ufer, daß die auf der Backbord-Seite Rudernden mit ihren Riemen ſchon den Sand fühlen konnten. Sie durften nicht wagen, näher hinan zu halten. Da hörten ſie plötzlich laute Stimmen und Fluchen, dicht an ihrer Linken.

Faſt unwillkürlich hielten Alle mit Rudern ein und wie ein dunkler Schatten glitt das Boot, von der Ebbe und Strömung des Mira begünſtigt, über die Oberfläche.

„Seco!“ ſagte da eine deutliche Stimme. „Caracho, Baſilio! Ich ſagte Dir es gleich, daß wir hier auf den Grund rennen würden. Nun ſitzen wir feſt. Hinaus mit Euch, daß wir den faulen Kaſten wieder flott bekommen.“

„Sie ſitzen feſt! Vorwärts!“ jubelte Baptiſte mit vorſichtig gedämpfter Stimme — und wieder trafen die Ruder in's Waſſer, immer noch die vorherige Richtung haltend, um wenigſtens aus dem Bereich der Schußwaffen zu kommen. Die in dem anderen Boot hatten wirklich in dem Augenblick zu viel mit ihrer eigenen Lage zu thun, um nach etwas Anderem auszuſchauen. Sie waren jedenfalls über Bord geſprungen, um das dadurch erleichterte Boot vom Sand abzuheben und wieder in tieferes Waſſer zu ſchieben. Deutlich konnten die Flüchtigen das Plätſchern und Fluchen der

Leute hören. Aber ſo dicht mit den Köpfen über dem Waſſerſpiegel mochte doch wohl einer oder der andere der Leute das vorbeigleitende Boot bemerkt haben. Plötzlich war Alles ruhig und eine Stimme rief gleich nachher:

„He da! Iſt das nicht ein Boot?“

Keine Antwort folgte.

„Caracho! Warum antwortet Ihr nicht? — Schieß, Pablo!“

„Vorwärts um der heiligen Jungfrau willen!“ drängte Baptiſte. — „Sie ſind noch nicht flott. Jeder Ruderſchlag bringt uns weiter aus dem Bereich ihrer verdammten Flinten.“

Es dauerte wohl zwei Minuten, bis ſie den ſcharfen Blitz eines abgefeuerten Gewehres ſahen, aber gute Schützen ſind dieſe ſpaniſchen Abkömmlinge nicht, ſchlechte Gewehre hatten ſie ebenfalls und im Dunkeln auf den Schatten eines Bootes zu halten iſt ein ſchwieriges Ding. Die Kugel ſchlug wenigſtens vier oder fünf Ellen rechts von den Fliehenden auf das Waſſer. Und kein zweiter Schuß folgte. Die Mannſchaft wollte ſich wahrſcheinlich nicht auf das unſichere Feuern verlaſſen und lieber ihr Boot raſch wieder flott bekommen.

Dann antworteten wieder einige Schüſſe von dem

verfolgenden Boot, und die Burschen des gestrandeten schrien als Antwort so laut sie konnten.

„Jetzt links hinüber, Señora!" rief da Baptiste. — „Immer an den Manglaren hin! Dort ist tiefes Wasser, bis wir an die nächste Punta kommen. Sie ist nicht mehr weit, und haben wir erst die zweite Mündung des Mira hinter uns, dann sind wir gerettet."

Die Leute arbeiteten mit Anspannung aller ihrer Kräfte und selbst Pedro leistete Außerordentliches, denn es schien ihm selber nicht viel daran zu liegen, in den eben erst verlassenen Kriegsdienst zurückzukehren.

Deutlich konnten sie jetzt noch einmal die Zurufe von den verschiedenen Booten unterscheiden; auch die Ruder hörten sie wieder knarren, aber die Verfolger, mit dem Terrain kaum genau bekannt, schienen unsicher geworden zu sein, welche Richtung das flüchtige Boot genommen habe. Vielleicht fürchteten sie auch mit der Ebbe hinaus in See genommen zu werden.

Eine Viertelstunde später herrschte Todtenstille auf dem Wasser, die nur durch das leise Plätschern der Ruder unterbrochen wurde. Sie waren gerettet.

Letztes Capitel.

Im Pailon.

Sie waren gerettet, immer aber noch arbeiteten die Ruderer wacker vorwärts, und das Boot glitt an dem dunklen Ufer raſch dahin. Jetzt hatten ſie die Mündung des Mira erreicht, und in der Dunkelheit war es faſt, als ob es das offene Meer ſei. Don Joſé hielt auch wirklich mit Rudern inne und frug, ob ſie ſich nicht jetzt links am Lande halten müßten.

„Wenn wir Fluth hätten, oder in einem Canoe ſäßen, ja, Señor," ſagte Baptiſte, immer noch mit unterdrückter Stimme, obgleich ſchon lange mehr kein Laut der Verfolger zu ihnen gedrungen war. „Mit dem Boote hier dürfen wir aber getroſt wagen um die Punta Manglares zu fahren, denn gegen den Mira hätten wir ſonſt ein tüchtiges und ſchweres Stück anzurudern. Vorwärts, Señorita! Gerade hindurch, bis wir den Wald wieder erreichen, den Sie dort wie einen dunklen Streifen vor ſich ſehen. Nur ein kleines Stück dann noch weiter, und wir kommen in die offene See."

„Und kennen Sie den Weg?"

„Wie meine Taſche." —

Wieder ruderten ſie ſchweigend weiter, denn unter

dem Schatten der Manglaren wollte sie Alle noch nicht das unruhige Gefühl verlassen, als ob an jeder Ecke ein anderes Boot der Verfolger auftauchen, und ihnen den Weg zur Rettung abschneiden könnte. Aber sie hatten Nichts mehr zu fürchten, und kaum eine halbe Stunde später trug sie die rasch abströmende Ebbe zwischen einer mit Manglaren bewachsenen langen Insel und der dort vorspringenden Landzunge hindurch, und wenige Minuten noch und ihr Boot schaukelte auf den langen getragenen Wogen des stillen Oceans.

Glücklicher Weise trafen sie hier nicht mehr den scharfen Süder, den Baptiste gefürchtet, und der sie gezwungen hätte die Fluth abzuwarten und wieder zurück in den letzten Mira-Arm einzulaufen, um von dort aus den Canal zu suchen. Der Wind hatte sich vollständig gelegt, und nur die See wogte noch und hob sich und sank mit dem darüber hingleitenden Boot.

Zur Linken öffnete sich ihnen ein wunderbarer Anblick, so daß Aller Blicke unwillkürlich dorthin flogen, denn dort schäumte bei fast niedrigstem Wasserstand die Brandung über und gegen die freigelegten Sandbänke an, und warf ihre phosphorglühenden Wogen, deren weiße Kämme wie flüssiges Gold schimmerten und leuchteten, donnernd gegen den Strand. — Und

immer und immer erneute sich das Bild! sowie die eine Sturzsee in tausend blitzende Funken zerfloß, bildete sich weiter zu ihnen eine neue, die mehr und mehr anschwoll und von glitzernden Gluthenstreifen durchzogen zu sein schien, bis sie sich hob und brach und dann einen wahren Feuerregen umhersprühte.

„Wie furchtbar schön ist das!" hauchte die Frau, das großartige Schauspiel aber doch mit scheuen Blicken betrachtend, denn wenn sich eine neue Woge hob, war es, als ob sie näher und näher zu ihnen kam, und sie unmerklich aber sicher, wie in einer gewaltigen Strömung dort hinüber reißen müßte. „Werden wir dort nicht hinein treiben?"

„Nein, Señora," sagte Baptiste freundlich. „Haben Sie keine Angst! Die Elemente sind gnädiger mit uns als die Menschen. Ich fürchtete einen scharfen Süder, bei dem wir allerdings Schwierigkeiten gehabt haben würden hier vorbei zu laufen, aber statt dessen erhebt sich, wie ich eben fühle eine leichte Seebrise, und mit der können wir es uns bequemer machen, als wir es bis jetzt gehabt haben. Bitte führen Sie nur noch kurze Zeit das Steuer — nur nicht weiter in die See hinaus, nur immer in der nämlichen Entfernung von den Brandungswellen, wie wir uns bis jetzt gehalten, ich werde jetzt das Boot ein wenig behaglicher

herrichten.“ Er legte sein Ruder nieder, stieg über die Sachen hinweg, die er in der Mitte so eng als möglich zusammenpackte, und eine der Matratzen vorn im Boote ausbreitete, daß sie eine Art von Mulde bildete.

„So Señora,“ sagte er dann freundlich, indem er zurück stieg und ihr die Hand reichte, „jetzt klettern Sie hier vorn herüber. — Haben Sie keine Angst, ich halte Sie. Das Kind gebe ich ihnen dann nach, und legen Sie sich da vorn ganz unbesorgt zum Schlafen nieder. Sie bedürfen der Ruhe und die arme kleine Adriana auch.“

„Aber wer sind Sie,“ sagte die Frau jetzt, indem sie seinen Anordnungen folgte, „daß Sie Ihr Leben für uns wagten und jetzt auch noch so freundlich Sorge tragen?“

„Wenn wir Tageslicht bekommen, erkennen Sie mich vielleicht wieder,“ lächelte Baptiste. „Jetzt überlassen Sie uns nur die Sorge um das Boot.“

Aus seinem Ruder richtete er nun einen kleinen Mast her, aus einem der Betttücher machte er ein Segel, ein anderes Ruder gebrauchte er zum Ausholer, und als er die Schote befestigt hatte und anzog, fühlten sie bald, daß der Wind in die Leinwand schlug und anzog. Ziemlich so rasch wie vorher mit den

Rudern, aber völlig geräuſchlos, und ſanft wie von einer Schaukel gehoben und fortgeführt, glitt das Boot über die Fluth und die junge Frau, ihr ſchlummerndes Kind im Arm, war, von den Aufregungen der letzten Nacht zum Aeußerſten erſchöpft, bald in einen ſanften Schlaf gefallen.

Pedro, der arme Teufel, der für ſein Leben gerudert hatte, fühlte ſich ebenfalls ſo todesmatt, daß er, als ihm Baptiſte den Befehl gab ſein Ruder einzunehmen, zurück mit dem Kopf gegen die Matratze ſank und augenblicklich einſchlief.

Und immer weiter, jetzt gerade nach Süden, dann ein wenig zum Oſten zurückhaltend, ſteuerte Baptiſte das Boot. Neben ihm wand ſich aber der unglückſelige Commiſſair in ſolchen augenſcheinlichen Schmerzen, daß Ramos endlich ſelber Mitleiden mit dem Verräther fühlte und leiſe ſagte:

„Dürfen wir ihm nicht jetzt wenigſtens den Knebel aus dem Munde nehmen? ich fürchte, er erſtickt.“ —

„Schade wär's nicht um ihn,“ ſagte Baptiſte trocken, „aber meinetwegen. Er wird ja ohnedieß klug ſein und das Maul halten, oder wir machen kurzen Proceß mit ihm uud werfen ihn über Bord. Es wäre überhaupt das Beſte, ihn hier an einer oder der anderen Manglarenſpitze auszuſetzen, dort könnte er ſich

amüsiren und die zahllosen Mosquitos füttern." Aber er bog sich doch, noch während er sprach, zu dem Gefangenen über und nahm ihm das Tuch aus dem Mund. Fosca athmete tief und schwer auf, aber er gab keinen Laut von sich. Die Drohung hatte gewirkt, denn ein Aussetzen in den Manglaren*) wäre ein sicherer und furchtbarer Tod für ihn gewesen.

So fuhren sie langsam weiter. Die Brise blieb schwach, aber doch immer stark genug, um das Boot, das sie von der Seite fing, vorwärts zu treiben, bis endlich am östlichen Horizont, den der niedere Laubgürtel des flachen Landes bildete, die Wolken anfingen sich zu lichten. Der Tag brach an, aber die Atmosphäre ist in diesem Himmelsstrich fast nie rein und ungetrübt, wenigstens nur in sehr seltenen Fällen Morgens.

Ein leiser Duft ruhte auf dem Walde, durch die feuchten Schwaden erzeugt, die ihm unausgesetzt entstiegen. Aber vor ihnen lag die Mündung des Pailon, die erste und nördlichste Ansiedlung in Ecuador — an

*) Die Manglaren oder Mangrovebäume sind ein Seegewächs, denn sie stehen nur da am Land, wo die Fluth der See ihre Wurzeln bespühlen kann. Ihr Boden ist Schlamm und kein lebendes Wesen hält sich zwischen ihnen auf als Krabben und Mosquitos.

der linken Landspitze (eigentlich einer Insel); bald konnten sie die einzelnen Häuser der dort wohnenden Fischer erkennen. Die Fluth stieg dabei wieder, und von ihr geführt liefen sie mit dem ersten Morgengrauen in den breiten herrlichen Canal ein, der an beiden Seiten von, ihre Zweige bis zum Wasser niederhängenden Manglaren dicht begrenzt, gerade nach Süden hinab dem kleinen Fischerdorf San Lorenzo zuführte.

Die Frau war erwacht und mit dem stillen Frieden um sich, mit dem Gefühle vollkommener Sicherheit hob sich ihr Herz zu Gott, und ihr Kind, ihre liebe Adriana an sich pressend, betete sie leise aber brünstig zu dem Allerbarmer —

Aber welch ein wunderbarer Ton um sie her? Wie ferner Orgelklang traf er ihr Ohr, leise summend in vollen melodischen Akkorden! Und als sie erstaunt den eigenthümlichen Klängen horchte, war es ihr fast, als ob sie aus der Meerestiefe zu ihr heraufdrangen. — Es konnte keine Täuschung sein! Dicht unter dem Boot klang es vor, jetzt rechts ein wenig, jetzt links, und als sie sich über den Rand des Bootes bog, wurde der Laut voller und deutlicher. Da ging dort drüben, über dem grünen Laubmeer, die Sonne auf und goß ihr Licht über die funkelnde, spiegelglatte Bai.

„Hören Sie den Orgelklang, Señora?“ frug Baptiste.

„Was, um Gottes Willen, ist das?“

„Das sind die singenden Fische des Pailon,“ lachte der junge Franzose, „die gerade ihr Morgenconcert zu halten scheinen.“

Als er sich aufrichtete, fiel der Sonne Licht voll auf seine freundlichen edlen Züge, und der Blick der Frau heftete fragend an ihnen.

„Und kennen Sie mich noch nicht, Señorita?“ fragte der junge Mann herzlich. „Auch Sie nicht, Señor Ramos? Hab ich mich so entsetzlich verändert, oder ist die Erinnerung an den armen kranken Matrosen, den Sie in Ihrem Haus in Buenaventura so treulich pflegten, ganz Ihrem Gedächtniß entschwunden?“

„Don Batista!“ rief Ramos, seine Hand ergreifend und herzlich schüttelnd. „Wie sollen wir Ihnen das je danken?“

„Danken?“ entgegnete der junge Mann. „Ich bin lange genug Ihr Schuldner geblieben. Jetzt wollen wir vor allen Dingen dieses unglückselige Menschenkind losbinden,“ fuhr er lachend fort, um den Dank von sich abzuwenden. — „Allmächtiger Gott, wie sieht dieser Neu-Granadiensische Commissair aus!

Hier ist seine Macht aber vorbei. Wir sind innerhalb der Grenzen von Ecuador, und der Platz, dem wir uns nähern, soviel ich gehört habe, in den Händen einer englischen Compagnie. Was fangen wir mit dem elenden Patron an?"

Noch während er sprach, hatte er die Leine gelöst, die des Gefangenen Hände und Arme zusammenschnürte und Fosca richtete sich mühsam empor. Er sah in der That entsetzlich aus. Sein Gesicht war, von dem Schlag der ihn betäubte, mit geronnenem Blut und dem Schmutz des Bootes bedeckt, sein Rock und Hemd zerrissen, und der boshafte Blick des Buben flog scheu und tückisch von Einem zum Andern.

„Beim Himmel," lachte Baptiste, „ich weiß, was ich thue. Mir fehlt gerade ein Erwerbszweig und ich werde die Jammergestalt hier in San Lorenzo für Geld sehen lassen. Entrée ein halbes Pfund Cacaobohnen oder ein Dutzend Esmeraldas-Cigarren."

„Ihr habt jetzt die Macht," knirschte der Gefangene zwischen den Zähnen durch, „aber es wird eine Zeit kommen, wo Ihr mir Rechenschaft für diese Behandlung geben sollt. Ich bin Neu-Granadiensischer Beamter und Präsident Franco in Ecuador wird nicht dulden, daß ich so behandelt werde."

„Präsident Franco wird in nächster Zeit noch viel

mehr dulden müssen," lachte Baptiste verächtlich, „wenn sie ihn nicht etwa jetzt schon aus dem Land hinausgejagt haben. Aber Frieden, Kamerad. Du hast uns an Bord genug geärgert, um diese Züchtigung zu verdienen, hättest Du nicht auch wie ein Verräther und Schuft an diesen braven Leuten gehandelt.... Von jetzt an — und das ist die mildeste Strafe, die Dir werden konnte — keine Gemeinschaft mehr zwischen uns! Hier setze ich Dich an das Land, und dann sorge dafür, mein Bursche, daß Du so rasch als möglich in Dein gesegnetes Neu-Granada hinüber kommst, denn erfahren sie hier Deine Geschichte, so stehe ich Dir für Nichts. Dort liegt San Lorenzo," fuhr er fort, als sie eben eine Biegung der Bai erreichten, die sich nach Osten in das innere Land hineinzog. „Dort liegen die friedlichen Fischerwohnungen eines braven Volkes. Dort, Señor Ramos, können Sie, wenn Sie nicht in das Innere gehen wollen, die Entwickelung der Wirren Ihres Vaterlandes ruhig abwarten, denn unter diesen Leuten lebt kein Verräther."

„Aber Sie bleiben bei uns," fiel die Señora rasch ein — „Sie müssen uns Gelegenheit geben Ihnen zu beweisen, wie tief wir uns Ihnen verpflichtet fühlen."

„Vorerst," lachte Baptiste, „werde ich hier meine mitgebrachte Waffensammlung verkaufen, die wenig-

stens einen Theil des Lohns einbringen kann, den mir die Regierung des braven Mannes da für erzwungene Dienste schuldig ist und dann — Quien sabe — das Uebrige findet sich."

Das Boot glitt, fast nur durch die Fluth vorwärts getragen, in eine kleine Bucht ein, die im Westen das Fischerdorf begrenzte; gleich an der äußersten Spitze, an einem dort vorspringenden Felsen landete Baptiste und sagte zu Fosca:

„So Señor, hinaus mit Ihnen und das zur Warnung: Haben wir die Sachen hier an Land geschafft und begegnet die Señora beim Aussteigen noch einmal Ihrer nichtswürdigen Physiognomie, dann seien Sie versichert, daß ich Sie eigenhändig anpacke und hier von dem Felsen hinunterwerfe. Ein Bad könnte Ihnen überhaupt Nichts schaden. Sie haben also etwa zehn Minuten Vorsprung. Marsch!"

Fosca ließ sich das nicht zweimal sagen. Mit Händen und Füßen kletterte er an dem rauhen Steinblock empor, und im nächsten Augenblick war er am Land verschwunden. Als die Señora das Ufer betrat, war keine Spur mehr von ihm zu sehen, und erst Nachmittags erfuhren sie, daß er ein Canoe gemiethet habe und mit der nächsten Ebbe nach Tomaco zurückgegangen sei.

Digitized by Google

Am Cachavi.

Erſtes Kapitel.

In Concepcion.

An dem Santiago-Fluſſe in Ecuador, tief im Walde drinnen, von Palmen- und Bananenhainen umgeben, liegt das kleine Binnenſtädtchen Concepcion ſo maleriſch und freundlich, wie ſich nur etwas denken läßt.

Dicht unter demſelben mündet der, kurz vorher den Cachavi aufnehmende Bogota in den breiteren und tieferen Santiago, und vermittelt, wenn auch nur durch Canoes, die Verbindung mit der reichſten Provinz des Innern, mit Imbaburru und deren Hauptſtadt Ibarra, während der Santiago durch die Tola-Mündung mit dem Meer in direkter Verbindung ſteht und nach Norden hinauf ſogar, durch die Taja-Lagune, einen breiten und bequemen Waſſerweg nach dem Pailon und der dort neu angelegten engliſchen Colonie und deren Hafen bildet. Den meiſten und leben-

digſten Verkehr unterhielt es aber doch mit dem faſt nur von Negern bewohnten Cachavi und den dortigen Golddiſtrikten, und wenn auch der Handel mit dem Innern nur durch Laſtträger betrieben werden konnte, da nicht einmal ein Maulthierpfad durch den Wald führte, war der Umſatz doch nicht unbedeutend und die Leute befanden ſich wohl und in guten Umſtänden.

Der Santiago ſowohl, wie der Bogota fließen aber auch durch ein reiches, unendlich fruchtbares Land, und breite ausgedehnte Baumwollen- und Zuckerrohrfelder mit weiten Cacao- und Bananenanpflanzungen (ſogenannten Platanaren) geben Zeugniß, welch' reichen Ertrags der Boden dort fähig iſt, und wie er die geringſte Arbeit tauſendfältig lohnt. Sie ſind auch ziemlich dicht beſiedelt, wenn auch nicht von den Ureinwohnern des Landes, die ſich in den feuchten und heißen Niederungen dieſer Gegend nicht ſo wohl zu fühlen ſcheinen, als weiter oben in den kühleren Bergen und an den raſch quellenden Gebirgswäſſern. Möglich aber auch, daß ſie von den Negern, mit denen ſie überhaupt nicht gern Gemeinſchaft halten, zurückgedrängt wurden.

Als nämlich mit der Abſchüttelung des ſpaniſchen Joches die Leibeigenen der ſpaniſchen Provinzen freigegeben und für ewige Zeiten frei erklärt wurden, da

zerſtreuten ſie ſich — beſonders in Ecuador und Neu-Granada — vorzugsweiſe über dies Terrain und wurden Herren des dortigen Bodens, deſſen Sclaven ſie bis jetzt geweſen waren. Ueberall am Santiago und Bogota legten ſie Eſtancien an, rodeten den Wald aus, und pflanzten Bananen, Cacao, Kaffee und Zuckerrohr, und wenn ſie jetzt auch nach ihrer Bequemlichkeit arbeiteten, und nicht mehr vom Tagesanbruch bis in die ſpäte Nacht Hacke und Schaufel führen mußten, ſo dankte ihnen der Boden doch mit verſchwenderiſcher Hand für die geringe Mühe, die ſie auf ſeine Pflege verwandten, und wo ſie nicht eben reich wurden, hatten ſie doch vollauf zu leben.

Welche Bedürfniſſe kannten ſie denn auch, die ſie nicht hier mit Leichtigkeit beſchaffen mochten. Ihre Wohnungen waren um weniges beſſer, als die, in denen ſie früher von ihren Herren einquartirt worden, ihre Kleidung — eine baumwollene Hoſe und ein eben ſolches Hemd mit einem ſelbſt geflochtenen Strohhut blieb dieſelbe, und was ſie an Nahrung brauchten und wünſchten, lieferte das Land.

So bildeten ſie bald, in dieſen Diſtrikten wenigſtens, die große Majorität des Staates und es gab Dörfer, wo ſie ſich ſogar ihren Alkalden aus eigener ſchwarzer Mitte wählten.

Nur die Stellen der Gobernadores und Friedensrichter besetzte die Regierung mit den Hijos del pais — das heißt nicht etwa den eigentlichen „Söhnen des Landes," den Indianern, sondern mit den Abkömmlingen der spanischen Raçe, die auch solche Plätze viel besser zu verwerthen und auszubeuten verstanden.

Ecuador war allerdings eine Republik, aber es wäre deshalb der obersten Staatsbehörde doch nicht im Traum eingefallen, dem Volk in seinen eigenen Richtern eine Majorität zu gestatten.

Auch Concepcion war zu einem sehr großen Theil von Negern bewohnt. Nichts destoweniger blieben aber in dieser größeren Stadt die Weißen in der Majorität, wo sie schon durch ihre Farbe den Stand der Honoratioren vertraten. Ueberhaupt hat der Neger nur in sehr seltenen Fällen — so geschickt er oft in mechanischen Arbeiten sein mag — Talent zum Handel. Es fehlt ihm der Speculationsgeist, und die verschiedenen Läden befanden sich deshalb sämmtlich in der Hand von Weißen. Eben so waren — wie sich das von selbst versteht — der Geistliche, der Alkalde und der Schullehrer Abkömmlinge der spanischen Raçe, und selbst ein italienischer Schneider hatte sich dort etablirt; und sich — wie das gewöhnlich diese Art von Professionisten thun — zu einer der ersten

politiſchen Größen und zu einer entſchiedenen Oppoſition der beſtehenden Regierung aufgeſchwungen.

Señor Rigoli, wie der kleine, ſehr lebendige Mann hieß, hing nämlich mit Leib und Seele an der Quiteniſchen Regierung, während der Alkalde und Geiſtliche beſonders — Beide von dem gegenwärtigen Uſurpator des Südens, dem Mulattengeneral Franco eingeſetzt — für dieſen nach allen Kräften zu wirken ſuchten.

Rigolis Feinde behaupteten allerdings, nur der Geiſt des Widerſpruchs hätte den kleinen Italiener in dieſe politiſche Richtung geworfen, denn ohne Widerſpruch konnte er nicht exiſtiren: aber er leugnete dies vollkommen, und würde dadurch jedenfalls ſeine beſte Kundſchaft in den Honoratioren der Stadt verloren haben, wenn ſie eben nicht gezwungen geweſen wären, bei ihm arbeiten zu laſſen. Er hatte nämlich keinen Concurrenten im Ort, als einen Neger, der Alles verdarb, was er unter die Scheere bekam, aber dafür auch zu den leidenſchaftlichſten Anhängern Francos gehörte und alle Augenblicke neue Gerüchte über die gewonnenen Siege des Mulattengenerals verbreitete.

Uebrigens war dieſe politiſche Meinungsverſchiedenheit bis jetzt ſehr harmlos verlaufen, denn Theil an den großen Kämpfen ihres Vaterlandes konnten

die Bewohner von Concepcion nicht nehmen, dafür lagen sie von dem Hauptplatz der Action zu weit entfernt, und völlig abgeschieden und aus dem Weg in ihrem reizenden Thal. Aber es würzte doch die Unterhaltung, und wenn Rigoli Abends in der Posada eine Flasche Tschitscha getrunken und eine zweite vor sich hatte, hielt er so lange politische Reden, bis er seine Gegner — wenn auch nicht überzeugte, doch wenigstens zu Paaren trieb, und zuletzt gewöhnlich das Schlachtfeld allein behauptete.

So lebhaft aber derartige Debatten fast jeden Abend geführt wurden — und in der letzten Zeit lebhafter als je, da sich ein Franco'scher Offizier hier aufhielt, was aber nicht vermochte, den kleinen muthigen Mann der Nadel einzuschüchtern — so still lag Concepcion während der heißen Stunden des Tages, wenn die Häuser keinen Schatten mehr warfen und die breiten Bananenwipfel ihre sonst vom leichtesten Luftzug bewegten Fächerblätter still und regungslos hielten. Dann ließ sich auch kein lebendes Wesen mehr auf der Straße blicken und in den luftigen, auf Pfählen gebauten Häusern, schaukelten die Bewohner derselben in ihren Hängematten, oder lagen ausgestreckt auf dem Boden unter ihren Mosquitonetzen.

Nicht weit von der Plaza, freundlich genug gele-

gen und von bunt blühenden und duftigen Akazien halb verſteckt, wie von einer einzelnen Cocospalme überragt, ſtand ein kleines, niederes und düſteres Gebäude, aus feſten, eiſenharten Stämmen aufgeführt, und die Fenſtereinſchnitte — und welches andere Haus hatte hier überhaupt Fenſter, wo alle Wände offen lagen — mit dicken eiſernen Gittern verwahrt.

Es war die „colabozo", das Gefängniß Concepcions, und in der That gewöhnlich leer und offenſtehend, aus dem Grund vielleicht, damit ein Jeder hinein gehen, und ſich den unheimlichen dumpfigen Raum betrachten könne. Heute aber ſchien ſie verſchloſſen und feſt verriegelt, und draußen an der ſchweren Thür auch noch mit einem rieſigen Vorlegeſchloß geſichert, denn der „Schließer" konnte doch nicht immer davor ſitzen, eines einzigen lumpigen Gefangenen wegen.

In dem Gefängniß aber, die Stirn gegen das Gitter gepreßt, lehnte ein junger, bis zum Gürtel nackter Neger, und hielt mit dem einen, durch die Stäbe hinausgeſtreckten Arm die Hand eines bildhübſchen Negermädchens, das vor ſeiner Zelle ſtand und in der Linken ein bunt gewürfeltes Tuch mit Gaben hielt, die ſie dem Gefangenen wahrſcheinlich mitgebracht.

„Armer José," klagte dabei das Mädchen, indem ihr die großen hellen Thränen in die Augen traten

— „daß es dahin mit Dir kommen mußte. Oh was haſt Du nur verbrochen, daß ſie Dich in den ſchrecklichen Kerker werfen konnten!“

„Verbrochen, mi corazon — Nichts,“ ſeufzte der junge Burſch. „Nichts auf der Welt weiter, als daß ich Dich, nach jahrelanger Abweſenheit, wieder einmal ſehen wollte. — Nur deshalb nahm ich an der Tola-Mündung das Canoe, und weil ich Einzelner nicht ſo ſtark rudern konnte, als die vier ſtarken Cajapas-Indianer, holten ſie mich hier ein und ich muß jetzt büßen.“

„Aber die Sclaverei iſt ja doch bei uns aufgehoben,“ rief das Mädchen heftig, — „Mutter und Vater waren ſchon freie Menſchen, und die Geſetze verbieten den Weißen, Sclaven zu halten.“

„Die Geſetze,“ ziſchte der junge Burſch trotzig zwiſchen den Zähnen durch, — „wer hat die Geſetze gegeben, als nur die Weißen, und ſie machen damit, was ſie wollen. Was bin ich anderes als der Sclave jenes Guajaquilenen? Er hatte mir Geld geborgt, und ich muß es jetzt abverdienen.“

„Oh José,“ ſagte da das Mädchen mit leiſem, wie ſchüchternem Vorwurf im Ton, aber einem gar ſo lieben und herzlichen Blick — „weshalb haſt Du von ihm geborgt? — konnteſt Du denn das böſe, häß-

liche Trinken nicht laſſen, womit Du uns Beide jetzt unglücklich gemacht?"

Der junge Burſche ſenkte beſchämt den Kopf.

„Du haſt Recht, „querida", ſagte er leiſe — „ich war ſchlecht und leichtſinnig, aber ſchon ſeit langen Monden trinke ich nicht mehr, und arbeite fleißig — doch was hilft es mir. Wir ziehen ununterbrochen von Ort zu Ort, und die Arbeitstage, die er mir dem Geſetz nach geſtatten muß, nützen mir Nichts, denn für wen ſoll ich arbeiten auf der Reiſe?"

„Und wie viel biſt Du ihm ſchuldig?" frug das Mädchen ängſtlich.

„Ich weiß es nicht," ſeufzte der junge Burſch — „er ſchreibt ſich Alles auf, was er mir giebt, und ſoviel hat mir der Alkalde geſagt, daß ich für 40 Dollars ein ganzes Jahr für ihn arbeiten muß —"

„Und iſt es ſoviel?"

„Ich glaube es nicht — was hat er mir denn gegeben? Die dürftigſte Kleidung, ein paar Stangen Taback und ſchon ſeit langen Monden kein aguardiente mehr. — Ich trinke nicht — nie mehr — ich habe es Dir verſprochen, Eva."

„Dann laß mich dafür ſorgen, daß Du frei wirſt, Joſé," ſagte das junge Mädchen, und frohe Zuverſicht leuchtete aus ihren Augen. „Ich habe das letzte

Jahr viel, recht viel gearbeitet. Ich habe den Leuten Lebensmittel in die Minen gefahren, und selber ein wenig Gold gegraben, auch bei unserem Alkalden in Cachavi geschafft, Tag und Nacht, wie seine Frau krank war und sich nicht selber helfen konnte. Das Geld liegt in Cachavi — ich hole es. — Was brauchen wir es auch, wir sind beide kräftig und gesund, und können uns schon auch ohne das eine Heimath gründen."

„Aber wie willst Du nach Cachavi hinauf kommen, Herz?" frug der junge Bursch, — „der Fluß ist reißend, und allein wärst Du nie im Stande, ein Canoe über die Stromschnellen zu bringen."

„Mein Bruder ist hier," sagte das Mädchen — „er lernt ein Handwerk bei einem Weißen. — Der ist gut — der wird ihm erlauben, daß er mir helfen darf, und wenn wir heute Abend fortfahren, können wir morgen schon oben sein."

„Dein Bruder ist schwächlich —"

„Aber ich bin stark," rief das junge Mädchen lächelnd — „hab' kein Sorge, José, ich bringe Dir Hülfe, und wenn Du mir nur versprichst, nie mehr zu trinken, so können wir bald ein neues und schönes Leben beginnen."

„Oh wie von Herzen gern verspreche ich Dir das,

aber — der Weiße giebt mich nicht wieder los, und hat mir schon gesagt, daß er mich, wenn er wieder nach Concepcion zurückgekehrt, an den Padre verkaufen will, und der bekommt immer Recht. — Hält er nicht schon seit sieben Jahren drei Sclaven in seinem Haus, und sind sie je im Stande gewesen, sich frei zu kaufen?"

„Dann gehe ich zu dem Meister Rigoli," sagte das Mädchen entschlossen — „er ist gut — er wird mir helfen und der Präsident selber nicht leiden, daß sie hier die Gesetze unter die Füße treten, die er zum Besten unseres Stammes gegeben hat. Er will ja keine Sclaven im Lande leiden — alle Menschen *sollen frei und gleich* sein."

„*Ach* Du mein liebes Herz," seufzte da José, „was weiß der Präsident von uns armen Schwarzen in Concepcion, und ist es nicht gerade einer seiner Offiziere, dem ich angehöre? Glaubst Du denn, daß er mir gegen den beistehen würde?"

„Laß Du mich nur machen," lächelte aber das junge Mädchen zuversichtlich, „Señor Rigoli bringt Alles in Ordnung, und ich und mein Bruder fahren indessen, so rasch uns die Ruder treiben können, den Strom hinauf, um das Geld zu holen. Stromabwärts geht's ja nachher wie der Wind, und in einem halben Tag bin ich vom Cachavi hier unten."

„Du treues Herz — und Alles das meinethalben.“

„Und hier habe ich Dir indeſſen auch etwas mitgebracht,“ fuhr das junge Mädchen fort, indem ſie das Tuch zu ihm emporhob. Aber ſie fand bald, daß ſie es, dickgefüllt wie es war, nicht durch die Stäbe brachte, und begann deshalb raſch es auszupacken.

„Hier,“ ſagte ſie, indem ſie ihm die einzelnen Sachen hinein reichte — „ſind in ihren Blättern gekochte Bananen — hier etwas geröſtetes Schweinefleiſch — ich konnte Dir nicht ſoviel bringen, ſie fordern einen ſo hohen Preis dafür — hier haſt Du Erdnüſſe und rothen Pfeffer, und die Chokolade habe ich ſelbſt für Dich gerieben und da“ — fügte ſie leiſe hinzu — „iſt auch etwas Geld. — Es iſt nicht viel,“ lächelte ſie wehmüthig, „aber ich habe ja auch immer geſpart und geſpart, damit wir dereinſt ein kleines Häuschen bauen und uns ein Stück Vieh und ein paar Hühner anſchaffen könnten. — Aber ſchau nicht ſo traurig d'rein, José — wenn wir beide zuſammen arbeiten, gehts ja auch nachher ſo viel raſcher und irgendwo am Bogota oder Santiago wird ſich ja wohl noch ein Plätzchen für uns finden, wo wir uns eine Stelle urbar machen können.“

„Du wackeres, wackeres Kind, wie soll ich Dir das je danken?“ sagte José gerührt.

„Und hast Du es mir nicht schon gedankt?“ erwiderte wehmüthig das junge Mädchen — „lebte denn ein Mensch auf der weiten Welt, der die arme Waise nach der Eltern Tode lieb hatte, und für sie und ihren Bruder sorgte, wie Du?“

„Und was hab' ich gethan?“

„Viel — sehr viel,“ sagte das Mädchen rasch — „Du hast mir die Hoffnung für dieses Leben erhalten, denn als wir die Mutter begraben hatten, war es mir, als ob ich mich auch in das stille Grab legen müßte, und nie, nie im Leben wieder froh werden könnte. — Und Alles, Alles wäre auch nachher gut gegangen, wenn nur das böse Trinken — aber ich will Dir jetzt keine Vorwürfe machen, José,“ unterbrach sie sich rasch — „Du hast mir ja versprochen, daß es nie, nie mehr geschehen soll, und jetzt gilt es nur, Dich aus Deiner Sclaverei zu befreien.“

„Du willst schon fort?“

„Ich muß — die Zeit vergeht, vorher aber habe ich noch mit meinem Bruder und seinem Lehrmeister zu sprechen, und nachher muß ich suchen, daß ich ein Canoe geborgt bekomme. Aber das krieg' ich schon,“ setzte sie lächelnd hinzu, „denn alle Menschen sind jetzt

gut mit mir, weil sie sehen, daß ich brav und fleißig bin. Also mit Gott, José — aber ich komme noch einmal zu Dir zurück, und bringe Dir dann auch ein paar Cocosnüsse zum Trinken mit. Die Señora Bastiano hat deren viele in ihrem Garten, und erlaubt mir schon ein paar zu pflücken."

„Mein liebes, liebes Herz."

„Hab' guten Muth," lachte da das Mädchen, die den Geliebten nicht wollte merken lassen, wie weh ihr selber um's Herz war, „bald bring' ich Hülfe und dann brauchen wir uns nicht mehr zu trennen — Lebe wohl José" — und mit beiden Armen sich kraftvoll an dem Gitter emporhebend, brachte sie ihren Mund über die unterste Eisenstange, drückte einen Kuß auf seine Lippen, und lief dann flüchtigen Schrittes durch die Straßen hinab.

Zweites Kapitel.

Ein Besuch beim Alkalden.

In einer der Hauptstraßen der kleinen Stadt, und in einem, ebenfalls auf Pfählen gebauten Eckhaus, lebte und schneiderte Meister Rigoli mit drei Lehrjungen, die er sich, wie er meinte, nur angenommen hatte, um seinen täglichen Aerger nicht zu ver-

miſſen, denn alle Arbeit mußte er doch ſelber thun — und that ſie auch wirklich, weil ihm Niemand — weder in der Politik noch in der Schneiderei — *etwas recht* machen konnte.

Rigoli war aber trotzdem von Herzen ein ſeelensguter Menſch, der nie Jemandem wiſſentlich ein Unrecht gethan hätte, aber auch eben ſo wenig ein Unrecht an anderen Menſchen leiden konnte. Ein ſo beſcheidenes Metier er dabei trieb, ſo fürchtete ihn ſelber der Alkalde, denn er hatte — was man ſo im gewöhnlichen Leben zu nennen pflegt — Haare auf den Zähnen, *und war* dabei viel geſcheuter und beleſener *als der Alkalde ſelber* — wozu allerdings nicht viel gehörte.

In dieſer Tageszeit ſchienen aber auch ſeine geiſtigen Kräfte erſchöpft zu ſein, denn inmitten ſeiner Lehrlinge, die Nadel in der Hand, ein neu zugeſchnittenes Kleidungsſtück vor ſich auf den Knien, war er eingenickt, und als Eva geräuſchloſen Schrittes die zu ſeiner Werkſtätte aufführende Leiter hinanſtieg und dabei ihr ſchüchternes „Ave Maria“ murmelte, um ihre Gegenwart bemerkbar zu machen, hörte ſie daſſelbe von keiner Seele beantwortet — denn die Jungen ſchliefen ebenfalls.

Sie blieb einen Augenblick auf der Leiter ſtehen,

und während sie sich mit den nackten, vollen Armen auf die niedere Schwelle stützte, von wo aus sie den ganzen inneren Raum mit den Augen überfliegen konnte, zuckte ein leichtes Lächeln über ihre wirklich schönen Züge. Aber es war auch nur ein Moment, denn rasch kam wieder das Gefühl ihrer eigenen, unglücklichen Lage über sie, und daß sie keine Zeit versäumen dürfte, wenn sie den Geliebten wirklich retten wollte.

Mit lauter Stimme wiederholte sie deshalb ihr meldendes „Ave Maria," das der kleine Rigoli aber, noch halb im Schlaf, mit einem sehr profanen „Caracho, Señor, tres varas — no es possible —" beantwortete.

Durch seine eigenen, laut herausgestoßenen Worte erwachte er indeß vollkommen, und sich im ersten Augenblick erstaunt umsehend, — er begriff augenscheinlich nicht gleich was mit ihm vorgegangen — überzeugten ihn die schlafenden Lehrlinge an seiner Seite doch rasch genug von dem Thatbestand. Er machte sich selber und einen neben ihm sitzenden dicken und entsetzlich schwitzenden Mulattenjungen auch rasch dadurch munter, daß er diesem eine derbe Ohrfeige steckte, die ihn blitzschnell auf die Füße brachte. Die Anderen erwachten dadurch ebenfalls und griffen rasch und

mechaniſch nach ihrer fallengelaſſenen Arbeit, während der Meiſter kopfſchüttelnd ſagte:

„Ob das faule Volk nicht jede Gelegenheit benutzt! Caramba, Señores, ich werde Euch auf den Pelz kommen, wenn Ihr mir nicht beſſer aufpaßt! — He meine kleine Eva — entra, Schatz, entra. — Was bringſt Du mir? iſt der Wollkopf, Señor Baſtiano, wieder nicht mit ſeinem Rock zufrieden?“

„Ach Señor,“ ſagte das junge Mädchen, indem ſie der Aufforderung Folge leiſtete und die letzten Stufen der Leiter emporſtieg, neben der ſie ſich dann am Boden niederkauerte — „mit einer Bitte für mich ſelber komm ich diesmal.“

„Mit einer Bitte, Schatz? — nun laß hören.“

„Daß Ihr mir auf zwei Tage den Bruder borgen möget, um ein Canoe nach Cachavi hinauf zu rudern.“

„Ihr Beiden? — aber wozu? was wollt ihr denn oben?“ frug Rigoli kopfſchüttelnd.

Eva ſchwieg einen Augenblick und ſah ſtill und ängſtlich vor ſich nieder. Endlich faßte ſie ſich ein Herz und erſt mit leiſer, dann immer feſterer Stimme erzählte ſie dem kleinen gutmüthigen Italiener ihre einfache Leidensgeſchichte. Das Schickſal des Geliebten, den jener Francoſche Offizier — trotzdem daß die Ge-

ſetze die Sclaverei verböten, als Sclave halte, und hier in das Gefängniß geworfen habe, weil er nur auf wenige Tage nach Cachavi hinauf gewollt, wo er ſie ſelber zu finden geglaubt. Jetzt aber gedenke der Weiße den armen José wieder mit fort von hier zu nehmen, Gott nur wiſſe wohin, daß ſie ihn vielleicht nie im Leben wieder zu ſehen bekomme, und ſie ſelber wolle jetzt nach Cachavi hinauf, um von dort ihr mühſam geſpartes und bei dem Alkalden hinterlegtes Geld zu holen und den Geliebten frei zu kaufen.

Der kleine Rigoli hatte der Erzählung aufmerkſam zugehört, und im Anfang wohl ſeine Arbeit wieder dabei aufgenommen und weiter genäht, aber je mehr er ſich in die Sache hinein dachte, deſto empörter wurde er, und die neben ihm liegende Scheere aufgreifend rief er, als Eva geendet:

„Da haben wir die Geſchichte, und dieſer Lump von Alkalden wagt es, mir von Freiheit und Geſetzlichkeit zu reden; Sclaverei, wie ſie im Buche ſteht — Unterdrückung des Volkes, Mißbrauch der Amtsgewalt, ungerechtfertigte Einkerkerung, Veräußerung der Menſchenrechte — aber ich weiß weshalb. Eben dieſer ſelbe Señor Cerro, der hier mit ſeinem gelben, nichtswürdigen Geſicht herumläuft und ſich einen Franco-ſchen Offizier nennt, hat dieſem hergeregneten Alkalden

die Stelle verſchafft, und jetzt hocken ſie mitſammen unter einer Decke — der Padre nicht ausgenommen, und glauben, ſie können die Herren und Meiſter hier im Lande ſpielen. Da wollen wir aber einen Riegel vorſchieben," fuhr er fort, indem er von ſeinem Sitz aufſprang, und ſich den etwas heruntergerutſchten Hoſenbund wieder in die Höhe zog. „Dieſer kleine blutgierige Wütherich, dieſer Franco, hat uns hier oben Nichts zu befehlen, ſonſt wäre er längſt mit ſeinen Soldaten hierher gekommen und gegen Quito marſchirt, und daſſelbe Recht, was der hat, Präſident zu ſein, habe ich auch, wenn ich auch nicht ſchwarz bin und Haare ſtatt Wolle auf dem Kopfe habe. — Und jetzt komm einmal, Eva — jetzt wollen wir dieſer oberſten Gerichtsbarkeit einmal einen Beſuch abſtatten, daß ihr die Augen übergehen ſollen."

Und damit hatte er ſeine Toilette beendet, ſtülpte ſich ſeinen kleinen Panamahut auf und ſchritt der Leiter zu.

Das arme Negermädchen war eine beſtürzte Zuhörerin des Ganzen geweſen, denn wenn ſie auch die einzelnen Ausdrücke und deren Sinn nicht verſtand, begriff ſie doch ſo viel, daß der kleine Schneidermeiſter ihrer oberſten Gerichtsbehörde zu Leibe wollte, und daß ſie dabei Zeuge ſein ſollte. Wenn der Mann

aber, der die Macht hatte, ihren Geliebten in's Gefängniß zu werfen, böse gemacht wurde, welches furchtbare Unglück konnte er über sie Alle verfügen, und mit zitternder Stimme bat sie:

„Oh Señor, macht den Herrn Alkalden nicht böse, oder er sperrt uns Alle mit einander ein, und dann hat José Niemanden in der Welt mehr, der ihm helfen kann."

„Mich einsperren?" lachte aber jetzt Meister Rigoli bei dem Gedanken laut auf — „mich, den einzigen Schneider, den sie in der ganzen Stadt haben? — Das Mädchen ist himmlisch! — Nein, mein Schatz, da hab' keine Furcht. So viel Verstand hat unser Alkalde denn doch noch — wenn ich auch nicht für mehr einstehen möchte, und daß er Dir Nichts thut, das laß meine Sorge sein. Und jetzt komm, arbeiten kann ich doch nichts mehr mit den Gedanken um das allgemeine Wohl im Kopf, und nun wollen wir einmal sehen — und wo ich Euch Schlingel wieder schlafend finde, wenn ich zurück komme, statuire ich ein Exempel an Euch — ob wir die oberste Gerichtsbehörde nicht überzeugen können, daß wir in einer Republik leben, und freie Bürger sind — komm."

Und ohne ihr weiter Zeit zu einem Einwand zu lassen, kletterte er voran die Leiter hinunter und schritt

dann, von dem zitternden Mädchen dicht gefolgt, die Straße hinauf, der Wohnung des Alkalden zu.

Es war allerdings jetzt keine Beſuchszeit in den Tropen, und der würdige Friedensrichter denn auch noch mitten in ſeiner Sieſta, welche er in der, nach dortiger Landesſitte kurz geſchlungenen Hängematte halb ſitzend, halb liegend verträumte. Rigoli ſchien aber nicht geſonnen, ſich bei Kleinigkeiten und leeren Ceremonialformen aufzuhalten. Den Neger, der ihm unten den Aufgang verweigern wollte, ſchob er einfach bei Seite und hatte denn auch die Genugthuung, ihr geſetzliches Oberhaupt bald völlig erwacht, wenn auch nicht eben ſehr erfreut, in der Hängematte ſitzen zu ſehen, um zu hören was er verlange.

„Ich habe Sie geſtört, Señor Alkalde," ſagte der kleine Mann, der den Sturm allein verſucht hatte, denn Eva wäre unter keiner Bedingung zu bewegen geweſen, ihm dahinauf zu folgen.

„Das haben ſie allerdings, Señor Rigoli," verſicherte der Alkalde mit einem nichts weniger als freundlichen Geſicht, „und die Sache muß in der That ſehr wichtig ſein, daß Sie einem Manne, der ununterbrochen von ſchweren Geſchäften geplagt iſt, die einzige kleine Ruhe ſeiner Sieſta kürzen."

„Bitte um Verzeihung, Señor," ſagte Rigoli ohne

weitere Umstände, „aber die Sache ist allerdings wichtig, denn es handelt sich hier darum, ob wir noch ein Gesetz im Lande haben, oder nicht.“

„Lieber Meister Rigoli,“ sagte der Alkalde, durch die Anrede in seiner Laune eben nicht gebessert — „ich bin schon so ziemlich daran gewöhnt, daß Sie sich fortwährend um Sachen bekümmern, die Sie eigentlich gar Nichts angehen. Was ist nun wieder?“

„Die Sache, Señor,“ sagte der kleine Italiener gereizt, „geht jeden Bürger an, denn wenn ich unter einer despotischen Regierung hätte leben wollen, so wäre ich lieber in meiner eigenen Heimath geblieben.“

„Sie hätten wirklich besser daran gethan.“

„Meinen Sie?“ rief Rigoli ärgerlich, „aber wir wollen uns nicht wieder zanken,“ setzte er ruhiger hinzu. — „Die Sache selber ist auch zu ernst, denn sie betrifft unserer Aller Freiheit — die Menschenrechte eines ganzen Volkes, die hier — vielleicht ohne Ihr Wissen — verletzt werden.“

„Da wäre ich doch begierig — aber bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen, Señor.“

„Mit Vergnügen,“ sagte Señor Rigoli, der sich um Alles nicht hätte etwas vergeben mögen. — „Und nun zur Sache: Sie wissen doch, daß hier ein Neger im Gefängniß sitzt.“

„Ich habe ihn ſelber einſperren laſſen. Er war ſeinem Herrn entlaufen," ſagte der Alkalde ruhig.

„So beſteht alſo in Ecuador, trotz den dagegen erlaſſenen Geſetzen, noch immer die Sclaverei?" rief Rigoli raſch.

„Bitte um Verzeihung," erwiderte der Alkalde — „er iſt nicht der Sclave, ſondern nur der Diener ſeines Herrn, bis er dieſem die ſchuldige Summe abgearbeitet hat."

„Wenn ich alſo irgend Jemandem ein paar Thaler ſchuldig bin — oder umgekehrt, Señor Alkalde," ſagte der kleine Schneider, „wenn mir Jemand einen ähnlichen Betrag ſchuldete, ſo wäre ich eben ſo berechtigt, den beſagten Herrn in Dienſt zu nehmen und ihn — wenn er nicht gehorchte, einſperren zu laſſen, wie?"

Der Alkalde bekam einen etwas rothen Kopf, denn die Frage war zu deutlich geſtellt geweſen, als daß er ſie nicht hätte auf die 52 Dollars beziehen ſollen, die er ſelber dem vor ihm Sitzenden noch ſchuldete.

„Señor," ſagte er, aber doch etwas verlegen, „Sie vergeſſen, daß ein ſolches Geſetz nur für Neger und frühere Sclaven Kraft haben kann; es iſt wenigſtens noch nie auf einen Caballero angewandt worden, oder könnte auf ihn angewendet werden."

„Und das nennen Sie eine Republik."

„Bah, sein Sie vernünftig — einen Unterschied muß es nun einmal in der Welt geben, und wo man keine Schwarze hat, bildet, wie Sie mir selber erzählt haben, ein Theil der Weißen das Proletariat.“

„Aber ich habe gehört, daß jener Señor, der sich einen Francoschen Offizier nennt, und eher aussieht wie ein durchgegangener Schulmeister, die Absicht haben soll, seinen Diener, wenn Sie denn so wollen, zu verkaufen?“

„Er kann ihn nicht verkaufen,“ bemerkte der Alkalde kopfschüttelnd, „das würde direkt gegen die Gesetze verstoßen, aber er mag ihn an einen Anderen, der ihm die ausgelegten Gelder zurückerstattet, abtreten.“

„Danke Ihnen — und ist das etwas Anderes als verkaufen?“

„Lieber Freund,“ sagte der Alkalde, dem das Gespräch unangenehm wurde, „ländlich, sittlich — Sie sind mit unseren Gebräuchen noch zu wenig bekannt, um die inneren Triebfedern zu erkennen, durch welche die Staatsmaschine in Gang gehalten wird.“

„Und nennen Sie eine Umgehung der Gesetze eine innere Triebfeder?“

„Es war ein Irrthum, dessen sich die Gesetzgeber schuldig machten,“ bemerkte der Ecuadorianer trocken,

„die Sclaverei völlig abzuſchaffen, und wir thun nur unſere Schuldigkeit, wenn wir den einmal begangenen und unwiderruflichen Fehler ſoviel als möglich gut zu machen ſuchen.“

„Caracho!“ rief der kleine Italiener, „das heißt ehrlich geſprochen, und eigentlich hätte ich einen anderen Namen dafür. — Aber damit kommen wir nicht zur Sache. Unter welchen Bedingungen wird der gefangene Neger wieder freigegeben?“

„Sobald er ſeine eingegangene Schuld bezahlt,“ lautete die Antwort. „Derartige Leute benutzen aber höchſt ſelten die ihnen durch unſer Geſetz verſtatteten drei freien Tage in jeder Woche, um für ſich ſelber zu arbeiten, und ihre eingegangenen Verpflichtungen abzutragen.“

„Und wie kann er arbeiten?“ rief Rigoli raſch, „wenn ſein Herr die ganze Zeit mit ihm im Lande umherzieht, und ihm die Feiertage nicht einmal anrechnet, um ſeine Heimath zu beſuchen?“ — Der Alkalde zuckte die Achſeln.

„Das iſt allerdings ein Punkt,“ ſagte er, „den das Geſetz nicht vorgeſehen hat, denn ich ſehe keine Möglichkeit um einen caballero zu zwingen, ruhig an einer Stelle zu bleiben, damit der ihm verſchuldete Diener Geld in der Nachbarſchaft verdienen kann.“

„Und wie viel beträgt des Burschen Schuld jetzt?“

„Soviel ich weiß einige vierzig Thaler,“ erwiderte der Richter — „jedenfalls über ein Jahrlohn — und wenn es nur ein und vierzig sind, hat er ein Recht ihn zur Arbeit anzuhalten.“

„Und wenn das Geld in einigen Tagen bezahlt wird?“

„Ich weiß doch nicht recht,“ sagte der würdige Richter etwas verlegen, „ob der Señor damit gezwungen werden kann, seine Rechte auf die Jahresarbeit des Burschen aufzugeben, denn er hat keine weiteren Zinsen von dem ausgelegten Capital.“

„So? — das wollen wir denn aber einmal sehen,“ rief der kleine Italiener, in vollem Ingrimm von seinem Stuhl emporspringend. — „Wenn das die neuen Gesetze sind, die der verdammte Mulattengeneral in unserem Lande geben will!“

„Señor Rigoli,“ unterbrach ihn der Alkalde erschreckt, „wissen Sie, daß Sie von unserer höchsten Obrigkeit sprechen, und ich eigentlich gezwungen wäre —“

„Zum Henker mit unserer ganzen Obrigkeit,“ beharrte aber der unverbesserliche kleine Schneider, der nicht den geringsten Respekt, weder vor dem Präsidenten noch vor dem Alkalden zeigte. — „Wenn es denn so

mit uns ſteht, dann will ich doch ſehen, ob nicht das Volk einmal gelegentlich die Sache in die Hand nehmen kann, und wo Sie dann bleiben, Señor, und der Padre mit Einſchluß Ihres Franco'ſchen Generals, darauf bin ich nachher ſelber neugierig."

„Señor Rigoli, Sie werden mich noch zwingen, ernſtere Maßregeln mit Ihnen zu ergreifen."

Ach Papperlapapp," ſagte der Italiener verächtlich, „drohen gilt nicht, aber das verſichere ich Sie, Señor, wird das Geld herbeigebgracht, und der Schwarze nicht freigelaſſen, dann zettele ich Ihnen hier eine Negerrevolution an, die ſich gewaſchen hat, und dann wollen wir doch einmal ſehen, ob wir die Francoſche Wirthſchaft nicht auch bei der Gelegenheit auseinanderjagen können."

„Señor Rigoli!" rief der Alkalde und fuhr aus ſeiner Hängematte in die Höhe, aber der kleine Italiener nahm keine Notiz mehr von ihm, ſtülpte ſeinen Hut auf und verließ ohne Weiteres das Haus.

Drittes Capitel.

Die Canoefahrt.

In ängſtlicher Furcht hatte indeſſen das arme Negermädchen unten auf den Erfolg der Unterredung

gewartet, und die lauten, ärgerlichen Stimmen oben konnten ſie wahrlich nicht dabei beruhigen. — Jetzt endlich kam der weiße Mann zurück — aber er ſah erhitzt und ärgerlich aus. Sie wagte nicht einmal ihn zu fragen, welche Hoffnung ſie faſſen dürfe. Der kleine Italiener ließ ſie aber nicht lange in Ungewißheit.

„Nimm Deinen Bruder, Schatz," ſagte er, „und mache daß Du nach Cachavi zurückkommſt und Dein Geld holſt — ich würde es Dir ſelber borgen, aber die Lumpen hier zahlen ſo ſchlecht, daß man kaum landesübliche Münze genug für Bananen und Chocolade im Haus behält. Haſt Du ein Canoe?"

„Noch nicht, Señor," ſagte das Mädchen ſchüchtern; „aber die Señora Baſtiano borgt mir gewiß das ihrige."

„Gut dann; Du könnteſt meines kriegen, aber am Bug iſt ein Stück herausgebrochen, und muß erſt wieder gemacht werden — das ſoll aber jetzt gleich geſchehen, denn ich weiß nicht, wie bald ich es ſelber brauchen werde. Wann willſt Du fort?"

„Gleich, Señor — der Weg iſt weit," ſagte das junge Mädchen, „ſobald ich nur das Canoe habe."

„Noch eins — wie viel Geld haſt Du denn eigentlich, Schatz?"

„Es werden wohl 46 Dollars ſein," erwiderte

zitternd das arme Kind — „glauben Sie, daß es genug ist, um den armen José zu befreien?“

„Genug? sicher!“ rief der kleine Italiener, sich vergnügt die Hände reibend — „und sag' dem Alkalden in Cachavi nur, zu welchem Zweck Du es willst, und daß sie hier Deinen Liebsten als Sclaven halten, dem Gesetz zum Trotz. — Und wenn Du zurückkehrst, so komme gleich zu mir, und ich bringe die Sache in Ordnung, darauf kannst Du Dich verlassen. Verstanden?“

„Oh wie soll ich Euch je dafür danken, Señor?“

„Danken? für was?“ brummte der kleine Mann vor sich hin — „wenn ich Dir das Geld geben könnte, hättest Du Ursache dafür — so nicht — mach' nur, daß Du fort kommst.“

Eva ließ sich das nicht zweimal sagen, und flog die Straße hinab der Wohnung der „Señora Bastiano“, einer würdigen Negerdame, zu. Allerdings machte diese noch einige Schwierigkeiten, denn sie wollte morgen oder übermorgen selber nach dem Pailon hinüber fahren, um dort einige alte Freunde zu besuchen, da ihr aber das junge Mädchen fest versprach, bis spätestens übermorgen wieder zurück zu sein, ließ sie sich endlich erbitten, und kaum zwei Stunden später, nachdem Eva noch von José Abschied genommen, und

ſeine Seele mit freudiger Hoffnung erfüllt hatte, ſaßen die beiden Geſchwiſter, Eva und ihr Bruder Tonio, im Canoe, ruderten den Santiago hinab, bis zu der nächſten Landſpitze und bogen dann in den Bogota ein, um hier ihre beſchwerliche und ermüdende Fahrt gegen die Strömung zu beginnen.

Aber Eva kannte keine Ermüdung; der freundliche Italiener hatte die beiden Geſchwiſter auch noch außerdem mit Mundvorrath verſehen, daß ſie nirgends anzulaufen brauchten. Friſches Waſſer quoll ebenfalls um ſie her, denn bis hierher reichte die Fluth des Meeres nicht, und rüſtig und unverdroſſen ruderten ſie bis zu der Mündung des Cachavi, wo dann die Strömung des wohl kleineren, aber viel reißenderen Fluſſes ſo mächtig wurde, daß ſie zu ihren Stangen greifen mußten. Aber unermüdlich arbeiteten ſie vorwärts, die ganze Nacht hindurch und noch ſtand am nächſten Tage die Sonne hoch am Himmel, als ſie das kleine Negerſtädtchen, wo früher ihre Eltern gewohnt, erreichten.

Eva hatte hier keine Schwierigkeit, das erſparte Geld von dem Alkalden zu bekommen, denn dieſe Leute ſpeculiren nicht mit den ihnen anvertrauten Capitalien. Das Geld hing wohlverwahrt in einem Beutel von weißem Baumwollenzeug an einer etwas verſteck-

ten Stelle unter dem Dach und war rasch herbeigeholt; aber der Alkalde, ein alter greiser Neger, der früher selber Sclave gewesen, und durch das Emancipationsgesetz befreit worden, hatte mehr von der Welt gesehen, als das junge Mädchen, und schien dem unerfahrenen Kinde nur ungern den mühsam genug verdienten und aufgespeicherten Schatz anzuvertrauen.

Er kannte die Leute, die sich caballeros nennen, durch und durch, und wäre am liebsten selber mit nach Concepcion hinab gefahren, um bei dem dortigen Alkalden die Sache in Ordnung zu bringen — aber es ging nicht. Seine Frau war wieder krank und eine Tochter lag am Fieber darnieder, und dann erwarteten sie jetzt auch mit jedem Tage die indianischen Träger von Ibarra, die ihnen eine Menge neuer Waaren bringen sollten, bei deren Verkauf er jedenfalls zugegen sein mußte. Kurz es ging eben nicht an, und er mußte das junge Mädchen ihrem Schicksal überlassen.

Diese wäre am liebsten auch gleich an dem nämlichen Abend wieder aufgebrochen, um auch nicht eine Stunde so werthvoller Zeit zu versäumen, aber ihr überdieß schwächlicher Bruder war durch die ungewohnte Anstrengung so erschöpft, daß er einer Nacht Schlaf nothwendig bedurfte. Der Alkalde selber litt ebenfalls nicht, daß sich das junge Mädchen so über-

mäßig anstrenge, sie mußte deshalb bei ihm übernachten, aber mit Tagesgrauen war sie wieder auf, röstete für sich und Tonio ein paar Bananen zu Frühstück und Mittagessen, und ging dann selber zu dem Canoe hinab, um dieses, das die Nacht über stets hoch an Land hinaufgezogen werden mußte, da der Fluß oft so plötzlich steigt, flott zu bekommen.

Ihr Bruder packte indessen oben die Bananen ein, und der alte Alkalde war selber mit zum Fluß gekommen, um nachzusehen, daß sie ihr Geld gut verwahre, und ihr Glück auf die Reise zu wünschen.

Dem jungen Mädchen war bei der Arbeit — das Canoe allein über das Geröll in's Wasser zu schieben — warm geworden, und sie hatte ihr leichtes Oberkleid ab und in's Canoe geworfen, der kurze dünne Kattunrock reichte ihr dabei kaum bis über's Knie. Aber ihr Gesicht strahlte vor Freude, denn heute noch — heute, konnte sie den Geliebten befreien, durfte ihn selber aus seinem dumpfen Kerker in die liebe Gottesnatur hinausführen, und das Herz hätte ihr fast zerspringen mögen vor Lust und Seligkeit.

Mit viel geringerem Eifer kam ihr Bruder, von dem Alkalden begleitet, zum Ufer herunter. Ihm wäre es weit lieber gewesen, wenn er hier oben, in seiner Vaterstadt, ein paar Rasttage hätte machen

dürfen, und von der übermäßigen Anſtrengung geſtern thaten ihm außerdem noch die Arme weh.

Eva ſah, wie er nur zum Ufer herabkam, ſeine betrübte Miene und lachte ihn fröhlich an.

„Da, ſetz' Dich vorn hinein in's Canoe und mach' es Dir bequem, Tonio — ich brauche Dich heute nicht zum Rudern, denn der Fluß trägt uns allein ſchon raſch zu Thal."

„Und hier iſt Dein Geld, Mädel," ſagte der Alkalde, indem er der jungen Dirne den Beutel reichte, „verwahre es gut und laß es nicht in's Waſſer fallen."

„Ich bin ja doch kein Kind mehr, Señor," ſagte die Jungfrau, indem ſich ein leiſes Erröthen über ihre dunklen Züge ſtahl, „ſeht — hier ſchlag' ich es feſt in das Tuch, und wenn ich auch ſchwimmen müßte, ſo kann's nicht verloren gehen."

Damit nahm ſie ſich ein ſeidenes, buntes, aber ſchon lange verblichenes Tuch, das ihr José einmal in früherer Zeit geſchenkt, vom Hals, faltete das Geld hinein, verband die beiden Enden dicht mit im Canoe liegenden Baſt und ſchlug es ſich dann um die ſchlanke Hüfte. — „So — und noch einen Knoten, und nun dürft Ihr ſicher ſein, daß ich es nach Concepcion bringe."

„Dann mit Gott, mein Kind," ſagte der alte

Neger. „Du biſt ein rechtſchaffenes und braves Mädchen, und verdienſt dereinſt glücklich zu werden. Haſt Du Deinen Joſé aber befreit, dann bleibe nicht in Concepcion zwiſchen den vielen Weißen — ſie haſſen uns, wenn ſie ſich's auch nicht immer merken laſſen. — Kommt herauf zu uns nach Cachavi — zu verdienen giebts hier immer, und daß Du an mir einen treuen Freund haſt, weißt Du ja."

„Dank Euch, Señor — Dank Euch recht vom Herzen — ich werde die freundlichen Worte nie vergeſſen, die Ihr zu der armen Waiſe geſprochen," ſagte die Jungfrau, — „und Gott nur weiß, wie bald wir Eure Hülfe in Anſpruch nehmen müſſen. Geht aber Alles gut, und bleibt Joſé und ich geſund, dann hoff' ich, gründen wir uns auch unſeren eigenen Heerd, ohne irgend Jemandem zur Laſt zu fallen. Wir ſind Beide jung und kräftig und der Herr da oben wird ja weiter helfen. — Alles in Ordnung, Tonio?"

„Alles, Eva," ſagte der junge Burſch, der ſich behaglich vorn in dem Canoe ausſtreckte — „ſtoß ab, daß wir vielleicht in der Hitze ein Bischen in den Schatten fahren können."

Das Mädchen trat, ohne ein Wort weiter zu ſagen, aus dem Canoe hinaus in die klare Fluth, um das ſchwanke Fahrzeug von den letzten Steinen, auf

denen es noch auflag, los zu heben, als ein scharfer, gellender Schrei vom oberen Theil des Stromes niederschallte, und rasch in dem Dorfe selber an mehreren Stellen beantwortet wurde.

„Halt, Mädel! Halt!" rief der alte Alkalde rasch und erschreckt — „die Wasser kommen. Hab' ich es mir doch fast gedacht, denn es donnerte tüchtig gegen Morgen, und oben in den Gebirgen ist ein starker Regen gefallen."

„Desto rascher kommen wir hinab," lachte aber das tollkühne Ding', indem sie ihr Canoe mit starker Hand in den Strom hineinstieß, und selber nachsprang.

„Caramba, Eva," rief ihr Bruder erschreckt, indem er sich mit beiden Armen an dem Rand des Canoe emporrichtete. — „Du willst doch nicht etwa fahren, wenn die Wasser kommen?"

„Und warum nicht?"

„Das ist Thorheit, Mädel!" schrie der Alkalde, indem er selber in die Fluth hineinsprang, um das Canoe noch zu erfassen und zurückzuziehen.

„Zu spät!" lachte aber Eva, indem sie ihr Ruder schon gegen die Steine gesetzt hatte, und das schlanke Boot mit scharfem Druck in den Strom hinaustrieb. — „Wir können ja auch Beide schwimmen, und schlägt das Canoe gar um, bringen wir's schon wieder in die

Höh'. Adios, Señor, adios! Habt keine Sorge um uns. Ich weiß ein Ruder zu führen. Hei, da kommt die Woge! Jetzt, Tonio, liege still und rühre und rege Dich nicht. — Adios, Señor, auf Wiederſehen in Cachavi!"

Vom Strande nieder ſtürzten eine Maſſe ſchwarzer Geſtalten nach dem Flußufer, um ihre dort angebundenen Fahrzeuge in Sicherheit zu bringen, denn raſend ſchnell ſteigt oft das Waſſer in dieſem kleinen, den mächtigen Bergen entquellenden Strome. Unten im Thal iſt vielleicht das ſchönſte, ſonnigſte Wetter, und das Waſſer des Cachavi ſelber, ſo klar wie Kryſtall, murmelt ſtill dahin in der eingeengten Bahn. Aber weiter oben hat der Sturm ſeinen Tanz gehalten, und die Wolken haben ihre Sturzfluth über die Hänge entladen, an deren ſteilen Abdachungen nieder Bach an Bach in die Hauptader hinabſpringt. Den Lehm aber wuſchen ſie mit, und nicht allmählig wächſt der Fluß dann an, nein, ſo gewaltſam und mit einem Guß, wie ihm die Maſſen zugetheilt wurden, ſo wälzt er ſie in einer hohen, lehmfarbenen Woge die Bahn entlang, und hinter dieſer brauſt und kocht ſchäumend die Sturmfluth, nicht ſelten Felsblöcke aus ihrem Bett drängend und mit ſich fort führend.

Sie kann auch nicht heimlich nahen. Schon von

weitem hört man ihr dumpfes Brauſen, und wie ſie die Bäume ſchüttelt und Buſch und Strauchwerk tief hineintaucht in ihre kochenden Wogen; wahrhaft unheimlich ſieht es aus, wenn die hohe gelbe Welle ſich überſtürzend in den klaren Strom hineinpeitſcht, und wenn ſie, darüber hinrollend, die zurückgelaſſene Fluth in flüſſigen Lehm verwandelt.

Der Fluß ſteigt in einem ſolchen Falle oft drei bis vier Fuß in wenigen Minuten und führt mit Pfeilesſchnelle auf ſeiner Oberfläche dahin, was er ſich losgeſpült. Indianer und Schwarze aber, die an ſeinem Ufer wohnen, flüchten, wenn ſie ſich gerade in ihren Canoes befinden, in wilder ängſtlicher Eile an Land und ziehen ihre Fahrzeuge hinter ſich her, bis ſie dieſelben in ſicherer Entfernung von den raſenden Waſſern wiſſen.

Nun wußte der alte Alkalde allerdings, daß ein Menſch, wenn er ſein Ruder gut gebrauchen konnte, wohl im Stande wäre, die Mitte der Strömung zu halten, und aufkochende Wirbel zeigten immer ſchon voraus, wo ein vom Waſſer kaum bedeckter Felſen ihm hätte Gefahr bringen können. Aber das ſchwache Mädchen — war ſie im Stande, das Canoe zu ſteuern, und wenn ihr die Kraft gebrach — ſie kannte die Gefahr gar nicht, von einer ſolchen Fluth erfaßt zu wer-

den, gegen die keine Menſchenkraft im Stande geweſen wäre anzuſchwimmen. Wenn ihr Kopf gegen einen Felſen traf —

Aber zu ſpät kamen alle Warnungen und Zurufe; das tolle Mädchen wollte nicht hören, und hochaufgerichtet, das Ruder im Waſſer haltend, das Antlitz aber der heranſtürmenden gelben Woge zugewandt, um ihr mit voller, ungeſchwächter Kraft entweichen zu können, ſtand ſie da. Sie wußte, daß die Gefahr ſchon halb vorüber war, ſobald ſie nur die erſte hohe Welle verhindert hatte ihr die Fluth in das Canoe zu werfen — jetzt kam ſie heran — das Ruder ſetzte ſie ein, daß es ſich von dem Drucke bog — fort ſchnellte das Canoe, hinter ihr die gelbe drohende Maſſe — aber das Waſſer, das ſo vorausdrängte, hob das Hintertheil des leichten Fahrzeugs, jetzt faßte es die Woge und drohte den Bug vorn in den Grund zu bohren, Tonio ſtieß einen Angſtſchrei aus, und hielt ſich krampfhaft an dem Bootrand feſt.

„Gewonnen!“ jubelte da die wilde Schifferin, indem ſie den linken Arm emporwarf, aber keine Zeit blieb ihr jetzt weitere Zeichen zu geben, denn ihre ganze Gewandtheit erforderte die Regierung des Bootes, das ſie mit kundiger Hand inmitten der furchtbaren Strömung zu lenken wußte.

Und es war ein wunderbar ſchönes, wenn auch wildes Bild.

Hochaufgerichtet im Canoe, den ſchlanken, üppigen und rabenſchwarzen Oberkörper nackt bis zum Gürtel, mit jeder Muskel in voller Thätigkeit, ſtand die Jungfrau. Das wollige, in kleine Zöpfe geflochtene Haar flatterte im Wind, die dunklen, ſeelenvollen Augen glühten im Triumph über ihr gewonnenes Wageſtück, die vollen rothen Lippen hatte ſie trotzig aufgeworfen, daß zwei Reihen perlengleicher Zähne ſichtbar wurden, und das lange Ruder mit voller Sicherheit, und dadurch auch mit Ruhe führend, glitt ſie wie eine ſchwarze Najade über die ſchäumende Fluth.

Die zum Strome hinabgeſprungenen jungen Männer hatten ihr anfangs erſchreckt und ſprachlos nachgeſehen, denn keiner von allen zweifelte daran, daß die erſte und ſchwerſte Sturzfluth auch ihr Schickſal beſiegeln und das Canoe rettungslos ſenken und füllen müßte. Wie es ſich aber hob und ſank und wieder hob, und die ſchlanke Geſtalt des Mädchens feſt und unerſchüttert in ihrem Nachen ſtehen blieb, da donnerte ein lauter Jubelruf der Bewunderung und des Beifalls hinter ihr her, und ein leichtes Lächeln flog über ihre ſchönen Züge, als er ihr Ohr erreichte. — Aber ſchon hatte ſie die nächſte Biegung

des Stromes erreicht — wie ein Pfeil glitt der Kahn, von der stürzenden Fluth getragen, dahin — ihr Ruder begegnete der Kraft, die sie an das jenseitige Ufer zu werfen drohte — sie hielt die Mitte des Stromes, und wenige Secunden später war auch der Schrei schon in weiter Ferne verhallt, und hoher, mächtiger Urwald umgab sie an allen Seiten.

Tonio, der kleine schwarzbraune Bursche, dem aber der Muth der Schwester vollständig gebrach, hatte mit Entsetzen sich zum Theilhaber eines Wagestücks machen sehen, das ihm die krause Wolle zu Berge trieb. Mit beiden Händen fest an den Rand des Canoes geklammert, erwartete er auch nichts Geringeres, als dieses sinken und umdrehen zu sehen, wobei sie selber dann, wenn sie an's Ufer schwimmen wollten, gegen die noch immer hier uud da aus der gährenden Fluth vorragenden Felsböcke geschleudert und elend zerschellt werden würden. Er war sich auch in dem Augenblick wirklich noch nicht einmal recht klar, ob die Schwester ihr Fahrzeug muthwillig in den Strom hinausgestoßen, oder ob die Sturzfluth sie in ihrem wilden Ansturm vom Ufer losgerissen habe, und das Canoe jetzt, grimmig spielend, seinem Verderben entgegen wirbelte. — Aber es behielt seine Richtung — es schwankte wohl unter den nachpressen-

den Wellen und tanzte auf und ab, aber der schlanke Bug vermied sorgfältig jede Gefahr, die ihm durch Felsen oder treibendes Holz drohen konnte und hoch und aufgerichtet, mit den blitzenden Augen jeden gefährlichen Punkt bewachend und ihm ausweichend, stand Eva im Rücktheil des Bootes.

Die ersten Wellen hatten dabei wohl ihre Spritzkämme an Bord gesandt und eine Menge Wasser hineingeworfen, das gleich anfangs keine Zeit blieb zu beseitigen. Jetzt aber war die erste Gefahr überwunden, und sich völlig bewußt der weiteren Fahrt auch ruhig begegnen zu können, wandte sie ihre Aufmerksamkeit auch wieder dem Boote zu.

„Komm, Tonio," sagte sie lachend, „rutsch ein Stückchen weiter zurück zu mir, daß ich das Wasser im Canoe unter die Füße bekomme. Was fürchtest Du Dich, Muchacho, Du weißt ja doch, daß ich ein Canoe zu führen verstehe."

„Ja, aber Eva," klagte der Knabe, indem er jedoch dem Befehl Folge leistete, „was fiel Dir denn auch ein, in den Strom hinauszustoßen, wo die Fluth kam. Wenn ich das vorher gewußt hätte, wär' ich gewiß nicht mit Dir gefahren."

„Du bist gar nicht wie ein Junge, Tonio," sagte das junge Mädchen lachend, indem sie den rechten

Fuß im Canoe feſtſtellte, und dann mit dem linken das im Canoe ſtehende Waſſer faßte, und es ſo gegen ihr rechtes Bein ſchnellte, daß es hoch aufſpritzend über Bord flog. Mit ſechs, acht Streichen hatte ſie das kleine Fahrzeug vom Waſſer klar, und das bischen Näſſe, das zurückblieb — bah, was ſchadete das den bloßen Füßen der Maid; ja, es kühlte ſie eher, indem es darüber hinwuſch.

Aber jetzt erforderte der Fluß auch wieder ihre volle Aufmerkſamkeit, denn noch war er nicht hoch genug geſtiegen, um die darin liegenden Stromſchnellen völlig auszugleichen, und vor ihr lag eine Stelle, in der die gelbe Fluth gurgelte und ziſchte, und überall verrätheriſche, unter dem Waſſer lauernde Felſen kündete.

„Setz' Dich, Eva," bat Tonio, „wenn das Canoe einen Stein ſtreift, fliegſt Du hinaus und kannſt Dir Schaden thun."

„Wenn ich ſitze, ſeh' ich die Felſen nicht," entgegnete aber die wackere Bootführerin, „hab' keine Angſt, Herz, ich führe Dich ſicher hindurch. Iſt es denn das erſte Mal, daß ich durch ſolches Waſſer ſteuere?"

Im nächſten Moment brodelte und ſchäumte die Fluth um den Bug und wie es die Wellen faßten,

rieb der flache Boden ein paar Mal auf den glatten Steinen. Aber Eva hatte nicht zu viel verſprochen, wenn ſie dem Bruder verſicherte, ſie führe durch, was ſie begonnen. Jetzt lag das Ruder zwiſchen ihren Füßen und mit einer leichten, aber zähen Stange, die ſie aufgegriffen, lenkte ſie den Lauf des Canoes ſo geſchickt, daß es auch nicht ein einzig Mal die Seite den gefährlichen Stellen bot. Blitzesſchnell aber ſchoß das leichte Fahrzeug in den aufgeregten Waſſern ſeine Bahn dahin, und Secunden brauchten ſie dazu, um Stellen zu paſſiren, gegen die ſie geſtern noch, mit Anſpannung aller ihrer Kräfte halbe Stunden lang anarbeiten mußten.

Erſt aber nur einmal eine einzige Legua zurückgelegt, und die Gefahr war vorüber; das Waſſer fing an ſich wieder zu beruhigen — es ſtieg wohl noch, aber nur langſam, und mit unermüdeter Kraft trieb Eva ihren Nachen weiter.

Nur ein einziges Mal landeten ſie auch unterwegs, und zwar an einer Stelle, wo ein alter Neger, ein Freund ihres verſtorbenen Vaters, den Urwald gelichtet und einen Platanar angelegt hatte, und der Alte ließ ſie nicht fort, ehe ſie nicht einen Becher Chokolade bei ihm getrunken hatten. Aber dann ging es auch weiter, und Tonio mußte jetzt

ebenfalls ſein Ruder nehmen, um noch raſcher das Ziel zu erreichen.

Am Cachavi ſelber trafen ſie überhaupt wenig gelichtete Punkte — das tiefer gelegene Land war fruchtbarer, und als ſie den ruhigern Bogota erreichten, ſchien es ordentlich, als ob ſie die Wildniß hinter ſich gelaſſen hätten. Noch mußten ſie allerdings weite Strecken Wald paſſiren, aber dann lichtete ſich dieſer plötzlich, und die breitblätterigen Bananen ſchüttelten ihre edel geformten Wipfel bis dicht über die, ſteil unter ihnen abfallende Uferbank. Hochſtämmige Cocospalmen ragten mit ihren gefiederten Kronen über die darunter verſteckten Wohngebäude der Menſchen, und Cacao- und Baumwollenpflanzungen bewieſen, daß auch der freie Neger, wo ihm zu ſeiner Entwicklung nur Raum gegeben wird, dem Boden mehr abzuringen weiß, als er zu ſeinem eigenen Bedarfe braucht.

Aber wenig genug beachtete das junge Mädchen dieſe Anfänge der Civiliſation, dieſe Zeichen regen Fleißes, und nur dann und wann haftete ihr Blick hier und da auf einer freundlicher gelegenen Hütte, aus deren Schattenbäumen vielleicht eine Fülle goldiger Orangen hervorleuchtete, während zahmes Vieh am Ufer des Fluſſes weidete, denn ſo hatte ſie ſich ihre eigene Heimath oft und oft in ſtillen Stunden

ausgemalt, und ein schwerer Seufzer hob dann wohl ihre Brust, wenn sie daran dachte, wie lange sie Beide — sie und ihr José, wohl noch hart und bitter arbeiten müßten, ehe sie das ersehnte Ziel erreicht. — Aber der Arm ruhte dabei auch keinen Augenblick — je näher sie der Mündung des Bogota in den Santiago kamen, desto schärfer griff sie aus, denn jede Viertelstunde, die sie hier versäumte, verlängerte ja auch die Kerkerhaft des Geliebten.

Endlich sah sie das breite, klare Wasser des schönen Stromes vor sich — um die Landzunge bog der Bug ihres Canoes, und dort voraus schimmerten wieder die weißen Häuser von Concepcion im Sonnenlicht.

Oh wie bog sich ihr Ruder gegen die Strömung des Santiago jetzt an, um die kurze Strecke dort hinüber zurückzulegen, und wie trieb sie den Bruder an, den sie bis jetzt so viel als möglich geschont, um sie in dieser letzten kurzen Fahrt zu unterstützen. Er theilte ihre Eile gar nicht, denn dort wartete nur wieder die Werkstatt des kleinen Italieners auf ihn, der er gar so gern noch eine kurze Zeit entgangen wäre — aber die Schwester ließ ihn nicht. Aus allen Kräften mußte er sich in's Ruder legen, und kaum berührte ihr Canoe den Sand, unterhalb der Stadt, als sie auch schon

mit flüchtigem Satz an's Land sprang, Tonio die Sorge um das Canoe überlassend.

Kaum nahm sie sich dabei Zeit, ihr Oberkleid wieder umzuwerfen, so drängte es sie, dem Geliebten die Kunde seiner baldigen Freiheit zu bringen, und rasch hatte sie auch das Gefängniß erreicht, aber — ein eisiges Gefühl ergriff ihr Herz, als sie das niedere, unheimliche Gebäude schon von weitem erblickte, denn — die Thür stand offen. — Hatten ihn die Weißen frei gelassen, oder war er —

Ueber den Plan schlenderte der Schließer des Gebäudes, ein alter mürrischer Neger mit einem, von den Blattern ganz zerrissenen Gesicht. — Sie kannte ihn.

„Oh Pedro!" rief sie ihn mit zitternder Stimme an — „wo — wohin habt Ihr José gethan?"

„José?" antwortete der Alte mürrisch — „sein Herr ist mit ihm heute Morgen den Strom hinab gefahren. — Was weiß ich, wohin."

Viertes Kapitel.

Nach dem Pailon.

Eva's Herzblut stockte bei der furchtbaren Kunde. — So war alle Mühe und Aufopferung umsonst gewesen und José — der unglückliche José auf's Neue

für sie verloren. Im ersten Augenblick stand sie auch wirklich regungslos und keines Gedankens fähig an derselben Stelle, nur von dem Gefühl ihres Unglücks, ihrer Verlassenheit erfüllt, und der alte Pedro war lange in den Schatten seiner eigenen Wohnung zurückgekehrt, ehe sie einen neuen Entschluß fassen konnte, was nun zu thun — wie zu handeln.

Rigoli — der kleine freundliche Weiße — er blieb jetzt ihre einzige Hoffnung, und wenige Minuten später stand sie in seiner Wohnung.

Der Italiener war allerdings auf's Aeußerste überrascht, sie schon wieder in Concepcion zu sehen, und wollte es kaum glauben, daß sie in der Zeit nach Cachavi hinauf und wieder zurückgerudert sein könne. Aber das mitgebrachte Geld, das sie ihm zeigte, ließ keinen Zweifel mehr, und Rigoli, der indessen den Gefangenen nicht aus den Augen verloren, erging sich nun erst für kurze Zeit in einer Reihe der lästerlichsten Verwünschungen gegen den schuftigen Guajaquilenen, jenen Französischen Offizier, und gegen den Alkalden selber, der mit ihm jedenfalls unter einer Decke stecke. Eva, die ihn dabei mit keiner Sylbe unterbrach, erfuhr nun, daß er gestern noch einmal bei dem Alkalden gewesen sei, und dort einen heftigen Auftritt mit diesem gehabt habe, als er hörte, daß sich der angebliche

Offizier zur Abreiſe bereit mache. Er verlangte, daß dieſer die Rückkunft des abgeſandten Boten erwarten ſolle, der abgegangen wäre um die Summe für den Loskauf des Gefangenen herbeizuholen — ja er erbot ſich ſogar ſelber Bürgſchaft für die Zahlung des Geldes zu leiſten — Alles aber vergebens. Der Guajaquilene behauptete, daß er ſeinen Diener jetzt gerade nothwendig branche, da er an den Pailon hinüber und von dort durch den Wald wieder nach Concepcion zurückkehren wolle. Er wiſſe aber nicht, ob er dort ſicher einen Träger bekommen könne. Wenn er zurückkehre und das Geld wirklich bezahlt werde, ſo ließe ſich weiter über die Sache ſprechen."

„Und kehrt der Weiße wirklich hierher zurück?"

„Der Teufel trau' ihm!" rief Rigoli heftig aus — „möglich iſt's, aber ſicher in keinem Fall, denn was ich mir über die Sache denke, ſo iſt dieſer vorgebliche Franco'ſchen General weiter Nichts als ein ganz gewöhnlicher Landſpeculant, der die Gegend hier abſchnüffeln will, ob er irgendwo einen vortheilhaften Kauf machen kann, ohne Schwielen dabei in die Hände zu bekommen. Wenn er den José aber hier nicht an den Padre abtreten darf, ſo verkauft er ihn unterwegs, wo er die erſte beſte Gelegenheit bekommt, und ein paar hundert Dollars daran verdienen kann. Die

nöthigen Papiere sind ja leicht genug fabricirt, und wenn er dem armen Jungen, der natürlich weder schreiben noch lesen kann, etwas von baldiger Freiheit vorschwatzt, malt der sein Zeichen unter irgend einen Wisch, den er ihm vorlegt."

„Armer José," hauchte das zitternde Mädchen.

„Wenn wir einen anderen Alkalden hätten, als diesen Holzklotz von einem Menschen," zürnte der kleine Italiener, „so wäre so etwas ganz unmöglich gewesen. Aber mache einmal etwas gegen diesen — ich hätte bald was gesagt. Er blieb dabei, daß kein Gesetz des ganzen Staates irgend einen weißen und freien Mann zwingen könne, seine Reise aufzuschieben, und fort ist er jetzt an den Pailon — ich hab' ihn nicht halten können."

„Und wenn ich ihm dort das Geld für José brächte," rief das Mädchen plötzlich, von einem neuen Gedanken ergriffen, „müßte er ihn dort nicht frei geben?"

„Hm," sagte Rigoli — „aber Du kannst nicht allein an den Pailon gehn — Du kennst ja Niemand dort."

Die Señora Bastiano fährt heute oder morgen dorthin ab. Sie befahl mir ihr Canoe rasch zurückzubringen, weil sie es für die Reise brauchte. — Sie

nimmt mich mit — und iſt auch bekannt dort und geachtet —"

„Geachtet? — hm," ſagte der kleine Schneider, der ſeine ganz eigene Idee darüber hatte, wie geachtet die dicke Negerin wohl in der, jetzt von lauter Fremden beſetzten Anſiedlung ſein würde. Aber er mochte dem armen Kinde auch das Herz nicht unnöthiger Weiſe vielleicht ſchwer machen und ſagte endlich:

„Nun, verſuchen kannſt Du's immer, Schatz — Schaden wird's nicht thun, ob's Dir aber hilft — Gott weiß es. Säßen wir hier nur nicht ſo weggeſetzt aus der Welt, ich ginge — ſtraf mich dieſer und jener, meiner Seel' ſelber zum Präſidenten, und wenn es ſelbſt dieſer blutige Franco wäre, und ſchenkte ihm einmal ein Glas reinen Wein ein; aber von hier aus müßte ich erſt nach Tomaco in Neu-Granada, und dort auf das Dampfboot paſſen, und wo das Geld dazu hernehmen, wo keiner der hieſigen Lumpe Geld genug im Sack hat, auch nur den Stoff für ſeine Hoſen zu bezahlen."

„Lebt wohl, Meiſter Rigoli," ſagte Eva herzlich — „und habt Dank — vielen Dank für die Mühe, die Ihr Euch meinetwegen gegeben. Ich werde es Euch nie vergeſſen."

„Bah Mädel," ſagte der kleine gutmüthige Mann,

„reden wir nicht weiter davon. Ich wollte ich könnte Dir mehr helfen. Aber laß gut sein, jetzt — geh erst mit Deiner dicken Señora an den Pailon, und wenn Du dann zurückkommst und Nichts ausgerichtet hast —"

„Aber sie müssen ihn doch freilassen, wenn ich das Geld für ihn bezahle."

„Na ich setze ja nur den schlimmsten Fall — gewiß müßen sie, wenn ihre Gesetze nicht lauter Lügen sein sollten — aber ich meine ja nur so — wenn Du trotz alle dem Nichts ausrichten solltest, dann komm wieder zu mir hierher und — ich weiß dann freilich selber noch *nicht*, *was* ich gleich thun werde, aber einen *Skandal giebts*, darauf kannst Du Dich verlassen — einen Mordskandal, und das Andere — wollen wir dann eben abwarten. Schon gut, Mädel, schon gut, — mach' jetzt, daß Du zu Deiner Señora Bastiano hinüber kommst. Apropos, wo ist denn Dein Bruder eigentlich — ah, da kommt er eben angekrochen. Na! der wird schön müde sein von der Parforcetour. Du hast den Teufel im Leibe. *Nun er mag heute schlafen* und sich ordentlich ausruhen, daß er mir morgen wieder frisch bei Kräften ist."

Wie in einem Traum stieg das arme Mädchen die Leiter hinab und eilte dem Hause der Patronin zu, von

der allein sie jetzt noch Hülfe und Unterstützung hoffte. Die alte würdige Dame war übrigens den Augenblick bereit, sie mitzunehmen, aber für heute Abend war an den Aufbruch nicht mehr zu denken. Sie hatte das Canoe gar nicht so rasch zurück erwartet — sie mußte ja damit geflogen sein — einige Provisionen mußten auch noch eingelegt, und einige Abschiedsbesuche gemacht werden — Morgen früh aber jedenfalls — je früher desto besser, um die Morgenkühle noch zu benutzen, und dann wollten sie den Señor schon kriegen, der einen freien Mann zum Sclaven herabwürdigte. Sie kannte alle Familien am Pailon — brave ehrenwerthe Leute, mit denen sie in intimster Verbindung stand — die ließen sie nicht im Stich, und Eva konnte ganz ruhig sein, auf dem Rückweg hätten sie ihren José mit im Canoe.

Das Mädchen brannte vor Ungeduld, aber die Señora Bastiano war nicht aus ihrem Gleis zu bringen, und es blieb eben bei der Abfahrt auf den nächsten Morgen.

Schon vor Tag war Eva munter und unten an der Landung, um das kleine Canoe in Stand zu setzen und ja keine Zeit zu versäumen — aber es half ihr Nichts. Eine Reise nach dem Pailon war für die würdige Dame, die nur selten aus ihren vier Pfählen

kam, eine viel zu wichtige Begebenheit, um sie so leichthin anzutreten. Die dazu nöthigen Vorbereitungen mußten mit der ihrem Stande würdigen Ordnung getroffen werden. Dabei hatte sie sich überlegt, daß das kleine Canoe ein solches Auftreten aber unmöglich mache, und deshalb beschlossen, ein größeres zu miethen.

Dem lagen nun allerdings keine Schwierigkeiten entgegen, denn große Canoes gab es in Concepcion genug, und ein solches war bald herbeigeschafft, aber es erforderte einige Zeit, ehe eine hübsch und vollständig schattige Laube in dem Heck desselben aufgebaut werden konnte, und wenn auch Eva unermüdlich Bananenblätter und Stäbe herzutrug, und die Arbeiter zur Eile antrieb, so wurde es doch fast zehn Uhr, ehe sie Alles in Stand hatten, und die Señora gerufen werden konnte.

Und jetzt kam sie. Señora Bastiano war wirklich eine Persönlichkeit in Concepcion, — unter der farbigen Raçe wenigstens. Ihr Mann besaß ein nicht unbedeutendes Grundeigenthum und hielt eine Menge Leute in seinen Diensten. Außerdem spielte er ganz vortrefflich die Marimba oder Holzharmonika, und da die alte Señora wirklich ein gutes Herz hatte und viele Arme unterstützte, so war sie gewißermaßen ein Orakel

der Neger geworden, die sich bei ihr und ihrem Gatten in schwierigen Verhältnissen gern Rath, und wenn es sein mußte, auch Hülfe holten.

Es ist dabei wunderbar, mit welcher Würde solche alte Negerdamen aufzutreten pflegen, wenn sie einen gewissen Rang in der Gesellschaft einnehmen, oder doch einzunehmen glauben. Keine Fürstin mag es ihnen an huldreicher Herablassung gleich thun, wo sie mit minder Glücklichen zusammen kommen, und da sie sich außerdem sehr gewählt kleiden und fast immer eine sehr tiefe Baßstimme haben, so kann sich der Europäer, wenn er ihnen begegnet, selten eines Lächelns erwehren — aber ich wollte es ihm nicht rathen, daß es die Señora bemerkte. Ein völlig vernichtender Blick würde ihn gewiß dafür strafen.

Señora Bastiano war der Typus dieser Negerfrauen. Wohlbeleibt, wenn auch nicht übermäßig stark, aber sehr voll gebaut, und mit zurückgebogenem Kopf einherschreitend, trug sie ein carrirtes Seidenkleid; darüber, trotz der niederbrennenden Sonne, einen papageygrünen chinesischen Shawl, eine dicke Kette von Bernsteinkugeln um den braunen Hals, und glanzlederne Schuhe aber ohne Strümpfe, und einen hellgelben, seidenen Sonnenschirm oder Knicker, den sie aber nur als Fächer benutzte.

Die Begleitung Eva's war ihr dabei ganz angenehm, denn wenn sie auch selbstverständlich ein Mädchen zur Bedienung mitnahm, sahen zwei doch besser und anständiger aus, und Eva dankte Gott, als sie endlich im Canoe saßen, das von zwei starken Negern gerudert wurde, und sie nun unterwegs waren. Rückten sie doch nun auch mit jedem Ruderschlage ihrem Ziele näher. Sie selber wollte auch gleich mitarbeiten, aber das litt die Señora nicht.

„Laß Du das nur die Leute thun, mein Kind," sagte sie freundlich, aber bestimmt. „Die haben Mark in den Knochen und bringen uns schon rasch genug vorwärts, ob wir ein paar Stunden früher oder später an den Pailon kommen, bleibt sich doch vollkommen gleich. Du kriegst Deinen José." Damit war die Sache abgemacht.

Das Canoe war ein breites, sehr bequem hergerichtetes Fahrzeug, aus dem Stamm eines der mächtigen Waldriesen dieser Gegend ausgehauen, mit flachem Boden, daß es nicht so leicht umschlug, und um ihm noch größere Sicherheit zu geben, mit ein paar schwachen Balsastämmen*) an beiden Seiten. Den

*) Die Balsa ist ein vollkommen korkähnliches, außerordentlich leichtes weißes Holz — nicht wie der Kork nur die Rinde des Baumes. Der Balsabaum wächst oft zu zwei- und dritthalb

dritten Theil des ganzen Canoes deckte dabei eine laubenartige Hütte, gerade hoch genug, daß man bequem, und ohne anzustoßen, darunter sitzen konnte. Sie war einfach durch gebogene und am Canoe befestigte Bambusstäbe hergestellt, über welche die breiten Blätter der wilden und keine Frucht tragenden Banane gelegt und festgesteckt wurden, und so dicht, daß sie nicht allein die Sonnenstrahlen verhinderten durchzubrechen, sondern auch einen recht tüchtigen Regenschauer abhalten konnten, — und auf beides mußte man in diesem Klima gefaßt sein.

In der Mitte der Laube nun, auf einer Anzahl von weichen Matten, saß die Señora, zu ihren Füßen kauerte die mitgenommene Dienerin, und wenigstens des Steuers hatte sich Eva bemächtigt, um doch etwas beitragen zu können, zur Beschleunigung ihrer Reise.

So ruderten sie mit der nicht unbedeutenden Strömung — nachdem der Abschied am Ufer von einer Anzahl anderer würdiger Damen auch noch einige Zeit in Anspruch genommen — rasch vorwärts, und wie ein wechselndes Bild von Palmen, Bananen

---

Schuh Stärke und eignet sich, seiner fabelhaften Leichtigkeit wegen, ganz vorzüglich zum Wassertransport. Er hat nicht viel mehr Gewicht, als das Mark unseres Ahorns, ist aber fester.

und mächtigem Urwald, der ſeine Rieſenzweige bis weit über das Ufer hinausſtreckte, glitt die Landſchaft an ihnen vorüber.

„Siehſt Du das Haus dort, an der rechten Uferbank, Eva?“ frug da die alte Dame, nachdem ſie etwa eine Stunde ſo gefahren waren, „wo die vielen Orangen ſtehen?“

„Si Señora.“

„Fahre dort an die Landung.“

„Wollen wir halten?“

„Ja mein Kind; die Señora Piedra würde es mir ſehr übel nehmen, wenn ich vorbeiführe, ohne ihr einen guten Morgen zu ſagen. — Es ſind gar achtbare Leute die Piedras.“

Eva gehorchte ſeufzend, und eine volle Stunde ihrer koſtbaren Zeit wurde damit verſchwendet, daß ſich ein paar alte Frauen leere Höflichkeiten ſagten, und Chokolade dazu tranken.

Und das war nur der Anfang einer vollkommenen Kette von Beſuchen geweſen, denn Señora Baſtiano ſchien es mit einem höchſt empfindlichen Gefühl von Schicklichkeit ganz unverſöhnbar zu halten, daß ſie auch nur ein einziges Haus vorbeifuhr, in welchem eine, ſelbſt flüchtige Bekanntſchaft wohnte. Und was für Zeit brauchte ſie nicht allein zum Ein- und Aus-

ſteigen, und dem vorläufigen Anfragen im Hauſe, wohinauf immer erſt einer der Ruderer mußte, um ſich zu erkundigen, ob die „Señora" daheim und geneigt ſei, den Beſuch zu empfangen. Wie ſie aber den vierten ſolcher Beſuche gemacht und glücklich beendet hatten, trat die Fluth ein, in deren Bereich ſie ſich ſchon befanden, und um ihre Leute nicht unnöthig anzuſtrengen, wie auch den dringenden Anforderungen einer anderen dicken Mulattin nachgebend, dort zu übernachten, wurde das Boot noch am hellen lichten Tag an Land gezogen und Halt gemacht. Bei Nacht wäre Señora Baſtiano überhaupt nicht gefahren — ihre Nerven vertrugen das nicht.

So verſäumten ſie die Ebbe, und mußten bis zur zweiten Ebbe warten, die erſt um neun Uhr Morgens eintrat. Dann erſt gingen ſie wieder unterwegs, aber auch nur, um dieſe unglücklichen Beſuche zu erneuern, mit denen wieder ein Theil der günſtigen Zeit nutzlos vergeudet wurde.

Eva hätte blutige Thränen der Ungeduld weinen mögen, aber ſelbſt ihre Bitten fruchteten Nichts bei der alten Dame.

„Kind, das verſtehſt Du nicht," ſagte ſie leutſelig, „wenn Du einmal älter biſt, wirſt Du auch einſehen, daß man Rückſichten im Leben zu nehmen hat, und

daß wir uns ſelber damit ehren, wenn wir Anderen eine Ehre erweiſen."

Es blieb auch dabei, und als ſie endlich die Gegend der Manglaren erreichten, wo die Anſiedelungen ſeltener wurden, und zuletzt ganz aufhörten, war es zum zweiten Male nöthig geworden, in dem letzten Hauſe zu übernachten.

Von da an nahmen die Viſiten ein Ende; nur im Garcero ſprach die Señora am nächſten Morgen noch einmal vor, traf aber glücklicher Weiſe Niemand zu Hauſe, da die Bewohner der Anſiedelung ſämmtlich nach dem Pailon und San Lorenzo hinaufgefahren waren, und jetzt endlich faßten undurchdringliche Manglaren das ſumpfige Ufer ein, Lagune ſchloß ſich an Lagune und bildete Inſeln und Küſtenland, an dem zur Fluthzeit das Waſſer in den Zweigen und wunderlichen Wurzelbildungen der Mongrove wuſch, und zur Ebbezeit den von Millionen von Krabben bevölkerten Schlamm offen legte.

Bald fuhren ſie auch in den breiten und tiefen Canal des Pailon ein, der in einem rechtwinkeligen Arm erſt von dem nördlich gelegenen Ocean nach Süden hineinläuft, und hier von der Mündung der Tolita-Lagune direkt nach Oſten einmündet. An dem Süd-Ufer dieſes breiten Armes lag das kleine Fiſcherdorf San Lorenzo.

Es hatte die Nacht über wieder gegoſſen, was vom Himmel herunter wollte — wie denn überhaupt in dieſem Himmelsſtrich und inmitten der weiten, waldbewachſenen Niederungen ſelten eine Nacht ohne Regen vorüber geht — aber jetzt, nachdem ſie die Morgennebel niedergedrückt, ſtand die Sonne frei und klar am Himmel, und beleuchtete die wunderſchöne Bai, und blitzte von den Millionen Regentropfen des Waldmeeres nieder.

Vor dem Canoe her ſtrichen ein paar große braune Pelikane, und ein Fregattenvogel ſtand hoch, mit zitterndem Flügelſchlage in blauer Luft, bis er ſich einen Fiſch zur Beute erſehen, auf den er dann wie ein Pfeil herunter ſchoß, tief unter Waſſer tauchte, und wenige Momente ſpäter wieder mit tropfenden Schwingen ordentlich aus der Fluth emporſchnellte, um ſeine Beute hoch in dem eigenen Element zu verzehren.

Bis hierher hatten ſie die Ebbe günſtig für ſich gehabt, von da an aber kam ſie aus dem Pailon heraus gegen ſie an, und wenn ſie auch ſchon ihre größte Kraft verloren, mußten die beiden Schwarzen nun doch tüchtig rudern, um gegen ſie anzuarbeiten. Ein Beilegen in den Manglaren war unmöglich, denn dort hätten ſie Mosquitos und eine kleine nichtswürdige Art von Stechfliegen, Jejen genannt, zu Tode ge-

peinigt, und Señora Baſtiano kannte jene Stellen zu genau, um ſich vom Ungeziefer mißhandeln zu laſſen. Da mochten die Neger lieber ſchwitzen.

Es war etwa drei Uhr Nachmittags, als ſie San Lorenzo endlich erreichten — leider in voller Ebbe, wo das ganze Ufer von einem vielleicht vierzig Schritt breiten Schlammgürtel ſo vollſtändig eingefaßt war, daß an ein Landen gar nicht gedacht werden konnte. Die Neger ſprangen allerdings über Bord, und ſchoben das Canoe ſo weit es nur möglicher Weiſe ging, auf den Schlamm hinauf und dem Ufer um etwa zehn Schritt näher — dann aber arbeitete ihnen das ſolide Gewicht der Señora ſo entſchieden entgegen, daß ſie es auch keinen Zoll breit weiter vorrücken konnten, und die Señora hatte jetzt die Wahl, bis zur wachſenden Fluth hier draußen ſitzen zu bleiben — was immer noch vier volle Stunden dauern konnte, oder das allerdings nicht ganz würdevolle Entree nach San Lorenzo hinein zu wählen, und mit hochaufgeſchürzten Röcken durch den etwa knietiefen Schlamm an Land zu waten.

Beides ſchien ihr gleich unangenehm, ſo entſchloß ſie ſich denn endlich zu der kürzeren, wenn auch ſchmerzlicheren Procedur, zog ihre Schuhe aus, die ſie Eva zu tragen gab, packte ihrer anderen Dienerin den Sonnenſchirm und eine Anzahl anderer Kleinigkeiten

mit einem Korb Backwerk auf, das ſie den Kindern ihrer Freunde mitgebracht, und — ſtieg über Bord.

Es war allerdings ein höchſt komiſcher Anblick, die alte würdige Dame in dieſer Situation, und dabei mit dem ernſthafteſten Geſicht von der Welt, durch den tiefen Schlamm waten zu ſehen, und ein paar Fremde, die am Ufer ſtanden, wollten ſich auch halb todt darüber lachen — aber um ſo viel finſterere Falten zog das braune Geſicht der alten Dame, die ihre Kleider in der Angſt, ſie im Schlamm zu verunreinigen, noch weit höher aufnahm als eigentlich nöthig geweſen wäre. Aber muthig watete ſie vorwärts, und hatte endlich die Genugthuung, eine kleine Quelle zu erreichen, die während der Ebbe in ein paar Steinlöchern friſches Waſſer hielt, und wo ſie im Stande war, ſich von ihrem Mädchen die Füße waſchen zu laſſen.

Dort aber mußte ſie noch immer eine Weile in der bisher behaupteten Stellung verharren, bis ihre Dienerin die ihr anvertrauten Sachen abgelegt hatte, und dann im Stande war, ihre Señora mit Hülfe eines Spahns erſt von dem gröbſten Schlamm zu ſäubern, und dann reinzuwaſchen. Erſt jetzt durfte ſie wagen, ihre Kleider fallen zu laſſen, und ihre Schuhe anzulegen, um, wie es ihrem Stande zukam, in der Stadt zu erſcheinen.

Darauf aber hatte Eva ſchon nicht mehr gewartet. Leicht und flüchtig, war ſie nur wenig in den Schlamm eingeſunken, und wie ſie nur die Schuhe am Ufer auf einen trocknen Platz geſtellt, eilte ſie flüchtigen Laufes in die Stadt hinauf, um ſich dort nur erſt die Gewißheit zu holen, daß José in San Lorenzo angekommen ſei und dort weile. Mehr verlangte ſie ja nicht — in allem Uebrigen würde ihr die Señora Baſtiano gewiß ſchon helfen.

Armes Kind, auch dieſer Weg ſchien vergebens geweſen, denn gleich im nächſten Haus erfuhr ſie, daß geſtern allerdings ein „Señor Ecuadoriano," der ihrer Beſchreibung entſprach, mit einem Canoe und einem ſchwarzen Diener eingetroffen ſei, und Verkehr mit den Fremden gehabt habe, dann aber, und zwar noch geſtern Abend, oder jedenfalls heute Morgen vor Tagesanbruch zu Lande aufgebrochen ſei, denn er habe das Canoe an die Fremden verkauft. Zu Lande konnte er aber keinen anderen Weg eingeſchlagen haben, als die erſt kürzlich durch die Wildniß ausgehauene „Trocha".*) Ob er auf der aber beabſichtige bis zum Bogota, und dann hinauf nach Quito zu

*) Trocha ein Pfad, nicht mit geebnetem Weg, ſondern nur eine Bahn durch den Wald — durch angekerbte Stämme bezeichnet.

gehen, oder ob er nach Concepcion zurückkehren wolle, wußte Niemand anzugeben.

Der gutmüthige Ecuadorianer, dem das junge, in Thränen faſt zerfließende Mädchen leid that, ging ſogar ſelber zu den dort eingetroffenen Engländern hinüber, um ſich zu erkundigen, ob ſie etwas über den Fremden und ſein nächſtes Ziel wüßten, erfuhr aber auch keine beſtimmte Antwort. Er hatte nur, ihnen gegenüber, geäußert, daß er den Weg durch die Trocha einſchlagen wolle, um das Land kennen zu lernen. Sein Geſchäft war, wie er angab, Juwelenhandel, und er hatte ihnen eine Anzahl von koſtbaren Steinen zum Verkauf angeboten. Die Leute aber, die hierher gekommen waren um das Land zu cultiviren, brauchten keine Diamanten und Saphire, und als er fand, daß er hier keine Geſchäfte machen konnte, war er ohne Weiteres wieder aufgebrochen.

Als Diener hatte er die Leute mitgenommen, die ihn hierher gerudert, einen jungen Negerburſchen und zwei alte Mulatten.

Fünftes Kapitel.

Die Indianerin.

Was jetzt thun? In ihrer Verzweiflung lief Eva zurück zur Señora Baſtiano, aber die alte Dame war

ſchon, mit ihrer unteren Toilette wieder in Ordnung, auf einer ihrer Staatsviſiten begriffen, die hier natürlich den Weißen — als geborenen Honoratioren, zuerſt galten. Sie beſuchte gerade einen Ecuadorianer, den ſie aber juſt bei einer etwas wunderlichen Beſchäftigung traf. Er ſtand nämlich unten in ſeinem Hof und hatte einen alten Topf auf dem Feuer ſtehen, in dem er bemüht ſchien, eine Hand voll roſtiger Nägel, ein zerbrochenes Harpuneneiſen und ein paar ausgediente Vorhängeſchlöſſer abzukochen.

„Ave Maria!“ ſagte die Señora, indem ſie vor Erſtaunen die Hände zuſammen ſchlug, „das alte Eiſen wollen Sie doch nicht weich kochen, Señor?“

„Ah Señora Baſtiano — auch einmal in San Lorenzo?“ lachte der Mann. — „Sie kommen gerade recht zum Mittagseſſen — haben Sie aber keine Furcht, meine Frau wird Ihnen ſchon etwas Beſſeres zubereiten. — Ich koche hier eben nur ſchwarze Dinte.“

„Aus alten Vorlegeſchlöſſern?“

„Aus altem Eiſen und grünen Cocosnußſchalen — man muß ſich zu helfen wiſſen, Señora, wenn man ſo weit von einer Stadt abwohnt. Aber wollen Sie nicht hinaufgehen? Manuelita wird ſich unendlich freuen, zu Sie begrüßen. Ich komme auch gleich nach.“

Die Señora folgte würdevoll der Einladung, und

als Eva den Platz erreichte, war es unmöglich, jetzt ein Anliegen bei ihr vorzubringen. Sie wäre in diesem Augenblick mit Entrüstung über eine solche Unschicklichkeit abgewiesen worden.

Dicht daneben wohnte eine alte Indianerin mit ihrer Tochter. Wie Eva mit niedergeschlagenen und thränenden Augen auf der Straße stand, rief die Alte gutmüthig von oben herunter:

„Was hast Du, Kind? — weshalb weinst Du? komm herauf."

Draußen in der Bai lag ein Schiff, dasselbe, das die neuen Einwanderer hierher gebracht. Ein paar betrunkene Matrosen kamen lachend und schreiend die Straße herab, und aus Furcht, von ihnen gesehen zu werden, folgte das arme Mädchen der Einladung.

Dort mußte sie jetzt erzählen, was sie hierher geführt, und weshalb sie so traurig sei, und die Alte schüttelte dabei den Kopf und sagte:

„Die Fremden sind schlimm, aber die eigenen Landeskinder sind noch viel schlimmer, wo sie einen von uns, sei es nun ein schwarzer oder ein brauner Mensch, unterdrücken können. Daß ihre Haut von der Sonne gebleicht ist, während die unsere davon gebrannt wurde — ist's unsere Schuld? aber verachten thun sie uns doch, wo wir ihnen in den Weg

treten, und prahlen thun ſie auch, daß Gott der Herr uns nur erſchaffen habe, um für ſie zu arbeiten.

„Aber wie kann ich den armen Menſchen jetzt befreien?“ bat Eva, die nur dem einen Gedanken folgen mochte.

„Ja mein Herz,“ ſagte die Alte kopfſchüttelnd, „was willſt Du da machen? Wäre es hier im Orte, ſo könnten Dir die Fremden vielleicht dabei helfen, die bringen Manches fertig, was Unſereiner für unmöglich gehalten hätte. Aber während Du hier herumläufſt und Deine Zeit verlierſt, marſchirt der Weiße ruhig ſeine Bahn fort, und kommt er dann nachher, wo die Trocha ausläuft, oben an den Bogota, ſo iſt er mit einem der dort immer vorbeifahrenden Canoes fort, und wer ſoll Dir ſagen, ob er ſtromauf oder ſtromab gegangen.“

„Und mündet der Pfad an keinem Haus aus?“

„Segne Dich Gott, Kind, nein. Blanker, wilder Wald iſt's, durch den er läuft, voll von wilden Schweinen und Schlangen und Tigern, ſo daß ſich keiner von unſeren beſten Männern allein hinein getraut. Es gehen immer nur wenigſtens zwei mitſammen hinein, damit ſie Hülfe haben, wenn Einem ein Unglück zuſtößt.“

Eva hatte mit ängſtlich klopfendem Herzen der

Beſchreibung gelauſcht, aber vor ihrer Seele ſtand nur das Bild des Geliebten, der, ſelbſt während ſie hier zauderte, weiter und weiter in eben jenen furchtbaren Wald hineingetrieben wurde, während ſie ja die Mittel in Händen hielt, ihn der Freiheit, dem Leben wiederzugeben.

„Und kann ich den Weg finden?“ ſagte ſie endlich, und ihr Auge glühte dabei von einem wilden, faſt unheimlichen Feuer — „ich fürchte mich nicht vor dem Walde, ich bin ja darin aufgewachſen.“

„Die Trocha, Schatz?“ ſagte die Alte — „und wer wird mit Dir gehen?“

„Ich habe Niemand,“ ſeufzte das arme Mädchen, „aber Gott iſt mit mir.“

Die Alte ſchüttelte den Kopf.

„Das iſt Wahnſinn,“ brummte ſie. „Wenn Du auch der Trocha folgen könnteſt, und wirklich von keinem Tiger unterwegs gefreſſen würdeſt, was wollteſt Du machen, wenn Dich der Weiße nachher wieder unverrichteter Sache fortſchickte — was er jedenfalls thut. Wenn er Deinen José hätte losgeben wollen, ſo würde er ihn nicht von Concepcion mit fortgenommen haben. Wart's ab, Kind, Du biſt noch jung, und es fällt Dir ſchwer etwas aufzugeben, an das Du Dein Herz geſetzt haſt — mit den Jahren

lernſt Du's" — ſetzte ſie ſeufzend hinzu, „und — wirſt es auch zuletzt gewöhnt. Lieber Himmel, was wird uns hier auf der Welt nicht genommen, das wir lieb und theuer hatten, und die Geiſtlichen, wenn ſie einmal zu uns kommen — ſagen dann, man müſſe dem lieben Gott für Alles danken — auch für Leid und Trübſal."

„Wenn ich nur den Platz wüßte, wo die Trocha beginnt," ſagte Eva, die keine Sylbe der letzten Rede verſtanden, oder auch nur auf den Sinn geachtet hatte.

Das junge Indianermädchen hatte daneben geſtanden, und mit mitleidigen Blicken die Fremde betrachtet.

„Ich weiß den Platz im Wald, wo die Trocha beginnt" ſagte ſie plötzlich — „ich war dort — ich bringe Dich über den Nadadero hinüber, bis zu der Stelle, wo die niedergebrochenen Stämme über den Sumpf führen."

„Und was ſoll ihr das helfen, Muchacha," rief die Alte, „thörichtes Kinderzeug, das Ihr alle beide ſeid und glaubt, Ihr müßtet Euren Willen haben zu jeder Zeit. Soll das tollkühne Mädchen etwa allein in die Wildniß hineinlaufen, und elend darin zu Grunde gehn? Wer hat ſie dann auf dem Gewiſſen? — Du und ich."

„Oh fürchtet nicht für mich," rief Eva raſch, „ich bin ſtärker als ihr glaubt."

„Was hilft Dir Deine Stärke, Kind, wenn Du Dich verirrſt und in die Sümpfe, oder gar zurück zu der Bai in die Manglaren hinein geräthſt — Perdido! es iſt ein entſetzliches Wort, und ich möchte Dir nicht wünſchen, daß Du ſeine Schrecken erfährſt. Sei vernünftig und füge Dich."

Eva ſtand zaudernd — aber wieder tauchte des armen Joſé Bild vor ihr auf.

„Ich gehe," hauchte ſie — „führe mich, gutes Mädchen — thu' mir die Liebe, und zeige mir den Weg. Du biſt ja die Einzige, die mir helfen will."

„So komm," ſagte das junge Indianermädchen entſchloſſen. „Sie hat Recht, Mutter; ich würde gerade ſo an ihrer Stelle handeln."

„So lauft meinetwegen," rief die Alte mürriſch. „Wer nicht hören will, muß fühlen, caramba und ich will mit Euch beiden tollen Mädchen Nichts weiter zu thun haben. So viel aber prophezeihe ich Dir, Negrilla — Dein Geld nehmen Sie Dir ab, und Deinen Joſé führen ſie trotzdem mit fort. Ich kenne die beiden braunen Schufte, die der Ecuadorianer bei ſich hat. — Der Eine von ihnen war es, der meines Vaters Haus bei Esmeraldas in Brand ſteckte, und

daß der Andere nicht in Cachavi vor fünf Jahren gehangen wurde, verdankt er nur seiner schnellen Flucht. Es ist böses, böses Volk, dem Du allein nachlaufen willst und — gebe Gott, daß Dir nichts Schlimmeres geschieht."

„Gott wird mich schützen und die heilige Jungfrau," sagte Eva fest — „und Ihr, habt Dank für den guten Rath, aber wenn ich José erst erreicht habe, fürchte ich Nichts. — Er wird mich schon schützen, denn sein Arm ist stark wie Eisen."

Die Alte seufzte tief auf, aber sie sah wohl, daß sie dem fremden Mädchen den einmal gefaßten Entschluß nicht ausreden könne.

„Halt," sagte sie aber plötzlich — „dort in der Calebasse ist etwas gebackener Reis — den nimm mit — und da, die Bananen binde in Dein Tuch — Du mußt etwas auf dem Weg zum Leben haben, denn im Walde findest Du Nichts als Negritonüsse, und weiter oben drinnen, wilde bittere Castanien."

„Tausend, tausend Dank."

„Und noch eins — dort in der Ecke steht eine alte Lanze, die mir einmal ein Strolch von Neu-Granadienser für Branntwein in Pfand gegeben hat. Er soll heute noch wiederkommen, und das alte Ding lehnt schon drei volle Jahr in meinem Hause hier,

und ärgert mich jedesmal, wenn ich es anſehe. Nimm es mit."

„Die Lanze?" lächelte Eva.

„Ja wohl, die Lanze," ſagte die Frau mürriſch. — „Du magſt ſie als Stock gebrauchen, zum Gehen — ſie iſt nicht zu lang dazu, oder als Wehr, wenn Dir etwas zuſtoßen ſollte — wer weiß es denn, und zu ſchwer iſt ſie auch nicht zum Tragen. — Und noch eins, merke Dir den Weg gut durch den Sumpf, wenn Du allein zurückkehren ſollteſt, daß Du den nachher nicht verfehlſt, und dann — dann ſprich wieder hier vor."

„Wie ſoll ich Euch für Alles danken," ſagte das junge Mädchen ſchüchtern.

„Für was, für das alte Eiſen?" brummte die Frau. — „Am allerliebſten ließ ich Dich gar nicht gehen — ja ich weiß ſchon," ſetzte ſie hinzu, als Eva eine bittende Bewegung machte, „all' mein Reden hilft mir doch Nichts — alſo lauf — und daß Du mir bald wieder zurückkommſt, Cherita — bis zum Sumpf magſt Du mitgehen, aber weiter keinen Schritt."

„Weiter kann ich ihr ja auch Nichts helfen, Mutter," ſagte das junge Mädchen — „ſo komm, Fremde — Du haſt einen weiten Weg;" und raſch ſtieg ſie

die Leiter hinab, während Eva noch einmal der Alten, ſtatt weiteren Dankes, die Hand ſchüttelte, und der Vorangegangenen dann freudig folgte.

Es war ein wunderliches Paar, die beiden Mädchen. Die junge Negerin, voll aufgeblüht, mit dem Typus der aethiopiſchen Raçe, aber alles Unſchöne daran gemildert, und mit dem vollen Ebenmaß ihrer Glieder, ſchlank und hoch gewachſen, während die Indianerin, vielleicht kaum ſechzehn Jahre zählend, von lichtbrauner Farbe, wohl ſchlank, aber kleiner und ſchmächtiger war als Eva. Ihre Züge trugen den vollen Ausdruck der kaukaſiſchen Raçe. Herrliches langes, ſchwarzes Haar floß ihr um die Schultern, und die dunklen, ſeelenvollen Augen wurden von den herrlichſten Wimpern beſchattet. Auch ihre Hände und Füße waren zierlich und klein geformt, aber ihr ganzer Körper ſchien faſt zu zart für dieſes wilde Leben, und als Eva raſch und rüſtig neben ihr hinſchritt, faßte ſie bittend ihre Hand und ſagte:

„Du darfſt nicht ſo raſch gehen, Fremde — mir thut es ſonſt hier in der Seite weh.“

„Biſt Du krank, Herz?“ frug Eva freundlich.

„Nein,“ lächelte das junge Mädchen wehmüthig. — „Die Mutter behauptet es freilich, aber nur, weil ſie ſich ſo übermäßig ſorgt. Siehſt Du, ſo geht es

ganz gut, und wir kommen doch raſch von der Stelle.“

So ſchritten die beiden Mädchen durch das Fiſcherdorf, das nur aus einzelnen, über den Raſen zerſtreuten Häuſern beſtand, und tauchten in ein kleines Dickicht ein, durch welches ein ſumpfiger Weg nach den Platanaren führte. Aber was kümmerte ſie der Schlamm — beide hochgeſchürzt und mit nackten Füßen, ſchritten ſie raſch hindurch, und paſſirten jetzt die Bananenanpflanzung, in der ſie eine Maſſe gefällter und darin umhergeworfener Bäume überklettern mußten.

Dicht dahinter lag der Nadadero, ein kleiner, reizender Waldſtrom mit klarem Waſſer, aber überall leicht zu durchwaten, und an dem anderen Ufer deſſelben betraten ſie den eigentlichen Wald, aber hier noch licht und offen, aus Oelpalmen und der Palma real, Negritos und Laubwald beſtehend.

Hier zeigte ihr Cherita zuerſt den Beginn der Trocha — der ſie von jetzt zu folgen hatte, und die hier aus weiter Nichts beſtand, als einzelnen Marken an den Bäumen — ein Stück Rinde abgeſchlagen oder einen Buſch eingehauen, denn kein wirklicher Fußpfad führte hier hindurch. Die Hauptſchwierigkeit war aber, den Durchgang durch den nächſten

Sumpf zu finden, und die Indianerin hatte ſich den gemerkt. Der Platz lag auch nicht mehr weit. Kaum eine Viertelſtunde mochten ſie ſo zurückgelegt haben, als ſich das Terrain wieder ſenkte, und bald führte ſie ihre Begleiterin ſeitab von den Marken zu einer Stelle, wo einer der mächtigen Waldrieſen querüber in den Sumpf geſchlagen war. Hier blieb ſie ſtehen.

„Dort iſt Dein Pfad, Schweſter," ſagte ſie leiſe, „und mag Gott Dich ſchützen, daß Du Deinen Zweck erreichſt. Cherita wird für Dich beten."

„Dank, Dank, Du herziges Kind," ſagte das junge Negermädchen gerührt, umſchlang ſie mit ihren Armen und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

„Und werd' ich es je erfahren?"

„Ich ſende Dir Botſchaft — verlaſſ' Dich darauf."

„Sei glücklich!" flüſterte die Indianerin noch einmal, während ein Paar große, helle Thränen ihre Augen füllten. Dann wandte ſie ſich ab und kehrte nach dem Dorf zurück, während Eva, den Lanzenſchaft als Stütze brauchend, auf den alten Baum hinüberſprang, und mit flüchtigen Schritten darauf hin eilte, ihrem Ziel entgegen.

Sechstes Kapitel.

Im Walde.

Es war ein ganz eigenes, faſt erdrückendes Gefühl, das Eva's Herz erfaßte, als ſie zuerſt allein in den düſtern Urwald eintauchte, der in keinem Lande der Welt mächtiger und bewältigender auftritt, als in dieſen Sümpfen. Aber ſie ſchaute weder rechts, noch links — Joſé war der einzige Gedanke, den ſie kannte, und nur ihr Auge flog forſchend über die nächſten Büſche, um die angehauenen Zweige und dadurch die einzig richtige Bahn nicht zu verfehlen.

Hier im Anfang war das freilich noch nicht möglich, denn der Zufall hatte da, wo der abgebrochene Wipfel des einen Baumes endete, einen anderen ihm entgegengeworfen, ſo daß dieſe beiden den ſchlimmſten und tiefſten Theil des Sumpfes vollkommen überdeckten. Wo ſie den Baum verlaſſen mußte, ſank ſie nur noch auf mehrere Schritte weit bis über die Knie in flüſſigen Schlamm, und zähes, dicht verwachſenes Wurzelwerk, das durch ſeine zahlloſen und feſten Faſern vielleicht eine Brücke über einen unſichtbaren Abgrund bildete, denn der eingeſtoßene Lanzenſchaft fand keinen Grund. Aber dicht vor ihr lag feſter Boden, und dort zeigte auch bald ein von einem Popa-

baum abgehauener Spahn mit der, an dem Stamm heruntergelaufenen dicken und ſüßen, aber ſchon gelb gewordenen Milch deutlich und leicht erkennbar die Stellen, wo ſich die Trocha in den Wald hineinzog.

Dicht über ihr ertönte plötzlich ein gellender Schrei, und Eva ſchrak empor, aber es war nur ein Affenſchwarm, den ihr Erſcheinen geängſtigt hatte, denn die ſcheuen Thiere flüchteten jetzt über die dicht in einander gewachſenen Wipfel hin, um eine ruhigere Stelle zu ſuchen, als dieſe, und doch lag auch hier Todesſchweigen auf der Waldung. Doch das Mädchen wendete dem plappernden, davon flüchtenden Trupp keinen Blick zu; nur ängſtlich forſchte ſie nach den ſpärlichen Zeichen, die das Meſſer der Weißen hie und da an einem Buſch zurückgelaſſen, und mit den nackten Füßen flog ſie dabei leicht hin über niedergebrochene Aeſte und weiter hin, als ſie die Hügel erreichte, über rauhes Geſtein.

Aber je weiter ſie kam, deſto deutlicher wurde auch die Trocha, die man Anfangs, wie noch unſicher der Richtung, kaum bezeichnet hatte. Durch das ärgſte Dickicht fand ſie an manchen Stellen eine ordentliche und breite Bahn freigehauen, und brauchte jetzt wenigſtens nicht mehr zu fürchten, ihren Weg zu verlieren.

Wie still und geheimnißvoll lag aber der Wald! Wie das rauschte und brauste! Doch Eva war in dem Walde ja daheim, und fürchtete nicht seine Oede und Einsamkeit.

Huhp, Huhp! klang von da drüben her der wie hülferufende Ton einer ängstlichen Stimme.

„Rufe nur!“ lachte das Mädchen trotzig vor sich hin, „mich lockst Du nicht von meinem Wege ab, falscher Verirrter!“ *) und fester packte sie ihren Lanzenschaft und glitt die steilen, schlüpfrigen Lehmabhänge nieder, watete durch niedere Bergwasser und klomm an feuchten Hängen hinauf, immer und aufmerksam der angezeigten Spur folgend.

Wohl hielt sie dabei den Blick am Boden selber, denn gerade von diesem Theil des Landes waren ihr gar schreckliche Geschichten erzählt worden, wie er von giftigen Schlangen wimmeln sollte. Aber sie fand bald, daß es in ihren heimischen Wäldern grade so viel, oder besser, grade so wenig gab, als hier, denn nur selten einmal sah sie eine kleine Schlange scheu aus der Trocha hinaus in das Dickicht schlüpfen, und wandte den Kopf nicht einmal, um nachzusehen.

---

*) El perdido nennen die Ecuadorianer einen ziemlich großen braunen Vogel, der genau einen solchen Ruf hat, als ob ein Mensch in der Wildniß verirrt wäre, und um Hülfe riefe.

Vorwärts lag ihre Bahn, aber wie ſchwül es hier in dem feuchten Walde war, in den dichten Büſchen, während die niederen Negritopalmen mit ihren wunderlich ſtacheligen Fruchtkugeln den Raum zwiſchen Unterholz und Palmenkronen vollſtändig ausfüllten, und dadurch den Wald ſo dichteten, daß kein Sonnenſtrahl auf das dunkelgelbe naſſe Laub fallen, und es je abtrocknen konnte.

Und wie das plötzlich raſchelte und wühlte, und brach um ſie her. Erſchrocken hielt ſie ſtill und horchte, aber es war nur ein Rudel von wilden Schweinen, von Seynos, von denen ſie nichts zu fürchten hatte, wenn ſie nicht eines der Jungen angriff, das dann vielleicht durch ſein Quietſchen die Alten zu Hülfe gerufen. Grunzend, und dann und wann einander bei Seite ſtoßend, durchwühlten ſie quer über die Trocha hinüber den Grund, und Eva blieb dicht vor ihnen ſtehen, um ſie erſt vorüber zu laſſen.

Da bekam ein alter Keiler Wind von ihr, und hob ſichernd den Rüſſel.

„Fort mit Dir, Burſche,“ rief das Mädchen, und ſchwenkte die Lanze, und mit einem lauten, halb erſchreckten, halb ärgerlichen Grunzen floh die ſchwarze Geſtalt in den dicken Buſch hinein, wohin ihm das alarmirte Rudel jetzt flüchtig folgte. Ein wahrhaft

mephitiſcher Geruch erfüllte aber die Luft, durch die ſie davon geſtürmt.

Und weiter verfolgte das junge Negermädchen ihre Bahn. Ein kleiner, reißender Waldſtrom lag quer durch ihren Pfad, aber was kümmerte ſie der, ſie ſchwamm hindurch und nahm ſich, drüben am anderen Ufer angelangt, kaum Zeit die tropfenden dünnen Kleider nothdürftig auszuringen. Vorwärts mußte ſie; überall vor ſich im Wege ſah ſie die deutlichen Spuren der vorangegangenen Männer, den Eindruck von den Stiefeln jenes Guaſaquilenen, die Fährten der nackten Füße ſeiner drei Begleiter, und ſie wußte, daß die ſchmalſte davon ihrem José gehörte — vorwärts, denn einen großen Vorſprung hatten dieſe, und erreichten ſie den Bogota vor ihr, dann war auch dieſer ſchwere Gang vergebens, und der Geliebte vielleicht auf immer für ſie verloren.

Immer wellenförmiger wurde das Terrain, und gegen Abend umwölkte ſich auch der bis jetzt lichte Himmel, und der Regen fiel in Strömen herab. Wohl paſſirte ſie jetzt wieder eine der mit Palmzweigen gedeckten Hütten, in denen Wanderer ſchon übernachtet hatten, und darunter hätte ſie im Trocknen ausruhen können. Aber was that ihr das Waſſer! Durchnäßt war ſie doch ſchon lange, in ihrem dünnen Zeug, und

in dem heißen Klima kühlte sie das eher, als daß es ihr hinderlich gewesen wäre. Weiter strebte sie, weiter, und als der Abend endlich zu dämmern anfing, beflügelte sie ihre Schritte nur noch mehr, als ob sie damit der einbrechenden Nacht hätte entfliehen können.

Umsonst; furchtbar rasch schwand die kurze Dämmerung, und als sie trotzdem ihren Weg noch fortsetzen wollte, sah sie doch bald die Unmöglichkeit eines solchen Wagnisses ein.

Kaum eine Viertelstunde war vergangen, seit sie oben am Himmel durch eine gelegentliche kleine Lücke in den Baumwipfeln die Wolken sich hatte in der Abenddämmerung röthen sehen, und wenn auch der Himmel noch licht, wie ein zartes, helles Gewebe, durch das Baumgewölbe schimmerte, lag doch schon tiefe, undurchdringliche Nacht auf dem Urwald drunten.

Eva sah bald die Unmöglichkeit ein, ihren Weg in dieser Finsterniß zu verfolgen. Sie war nicht mehr im Stande die Zeichen der Trocha zu erkennen. Nur einen riesigen Baumstamm sah sie noch durch das Dunkel schimmern, und eilte jetzt zu dessen Wurzel, um dort und im Schutz seiner Zweige den dämmernden Morgen zu erwarten.

Und wie das jetzt um sie her lebte und sich regte

in der Wildniß, denn mit einbrechender Nacht erwachen ja die meisten Waldbewohner erst zu ihrer geheimnißvollen Thätigkeit. Nicht weit von ihr suchte wieder ein Affenschwarm seinen Ruheplatz für die Nacht, und wie das da oben in den alten Wipfeln plapperte und kreischte und zankte und grunzte! Es war ein entsetzlicher Lärm, ehe sie alle einen bequemen Sitz gefunden hatten, und keiner den andern mehr belästigte. Endlich wurde es still, nur ein oder das andere kleine Aeffchen gab noch manchmal einen Schrei von sich, dann verstummte auch das.

Jetzt hämmerte plötzlich, dicht über ihr im Baume ein Specht, der Carpintero, wie ihn die Ecuadorianer nennen. Was suchte der noch in der Dunkelheit? Aber er schwieg rasch, denn nebenan im Gebüsch begann „die verlorene Seele" ihr leises, klagendes Lied, nicht unähnlich dem Ansetzen unserer eigenen heimischen Nachtigall, aber viel stärker, viel seelenvoller, mit einem Ton, als ob er dem furchtbarsten Gram eines bedrückten, kummervollen Herzens Laute gäbe.

Die „verlorene Seele" nennt der Indianer diesen Vogel, und Eva traten die Thränen in die Augen, als sie den klagenden Tönen lauschte, die genau so klangen, als ob sie aus ihrem eigenen Herzen kämen.

Es war völlig Nacht geworden, und mächtige

Leuchtkäfer ſchwirrten durch die Finſterniß und zuckten, wie kleine Miniaturblitze, in gelben und grünen Lichtern von Buſch zu Buſch. Und jetzt, da bellte eine Schlange, nicht zehn Schritt von ihr entfernt, die wahrſcheinlich die Nähe eines Menſchen gewittert hatte. Unwillkürlich griff das junge Mädchen nach der am Baum lehnenden Waffe, um das ekle Geſchöpf von ſich abzuhalten; war es doch auch ein unheimlicher Gaſt, ihm in der Finſterniß zu begegnen.

Deutlich konnte ſie das Ungethüm durch das Laub ſchlüpfen hören, wie es ſich über die feuchten Blätter hinwegwand, aber es kam nicht näher, es ſcheute die Nähe der Menſchen, und nahm die Richtung ſeitab von dem Baum.

Und das alte faule Holz umher fing an zu leuchten, und nahm phantaſtiſche, abenteuerliche Formen an. Von allen Seiten ſchimmerte es durch den Wald; dort hing ein altes, halbverfaultes Blatt von einer Negritopalme nieder und zeigte in ſeinem Phosphorſchein die ſkelettgleichen Rippen der Blätter, hier glich ein heruntergebrochener, von feuchtem Moder überzogener Aſt in ſeinen Windungen der Form einer glühenden Schlange.

Jetzt ein leiſer, leichter Schritt durch den Wald; eine Tigerkatze vielleicht, die auf Beute ausging, und

ſcheu die fremde, aber auch gefürchtete Witterung umſchlich, die ſie bekommen, und nun — Eva fuhr entſetzt von ihrem Lager empor, ein lautes Praſſeln und Brechen durch die Zweige, und gleich darauf ein ſchmetternder Schlag, der den Boden ſelbſt erbeben machte, aber ihr drohte keine Gefahr. Nur einer der alten Waldrieſen, der vielleicht Jahrtauſenden getrotzt, war niedergebrochen, in ſeinem Fall das ganze, ihm im Wege ſtehende Unterholz mit ſich zu Boden reißend. Die Affen wurden wieder laut und ſchnatterten und klagten, und die Eule antwortete mit ihrem monotonen, hohlen Ruf dem dumpfen Fall des niedergebrochenen Baumes.

Das junge Mädchen ſank wieder auf ihr Lager zwiſchen den alten Wurzeln zurück, und wenn es ſie auch jetzt in dem dünnen, naſſen Zeug, trotz der warmen Nacht, anfing zu fröſteln, drückte ſie ſich doch in Moos und Blätter hinein, und war bald ſanft und ſüß eingeſchlafen.

Kaum eine Legua von ihr in der Trocha, an einer der ſchon früher errichteten und mit Palmenblättern gedeckten Ranchos hielt an dem nämlichen Abend Señor Cerro, um dort zu übernachten, und warf ſich, als er die Stelle erreichte, todesmüde unter einen

Baum, daß ſeine Leute indeſſen den Schlafplatz wieder herſtellen konnten.

Ein ziemlich ſtarker Baumaſt war nämlich in der Zeit, in der er nicht gebraucht worden, auf den Rancho geſtürzt, und hatte ein Paar von den Stangen zerbrochen und einige Blätter geſchädigt. Außerdem mußte auch das alte Laub, was zur Lagerſtatt gedient hatte, hinaus- und fortgeſchafft werden, ehe ſich der Weiße hineinwagte, denn wer wußte, ob es nicht Schlangen, Centipeden, und welches andere Ungeziefer noch beherbergte.

Señor Cerro war gerade nicht bei guter Laune. Er hatte unterwegs einen Affen zu ihrem Abendbrod ſchießen wollen, dem flüchtenden Trupp aber nicht ſo raſch nachkommen können, und wie er ihnen im Dickicht den Weg abzuſchneiden ſuchte, war er mit dem Gewehr geſtürzt, daß an dieſem der Schaft abbrach.

Einer der Mulatten verſuchte zwar, ihn mit Baſt wieder zuſammenzuſchnüren, aber es ging nicht, er bekam keinen Halt, und mißmuthig ließ der Ecuadorianer endlich die doch jetzt nutzloſe Waffe zu dem übrigen Gepäck in einen der Körbe legen.

Seine drei Diener gingen indeſſen rüſtig daran, das Lager wieder in Ordnung zu bringen, und der Eine von ihnen nahm die Axt und fällte ein paar junge,

gut bewipfelte Palmen, während der Andere mit seiner Macheta die einzelnen langen Blätter abhieb.

José, der arme Bursche und Leibeigene seines strengen, mürrischen Herrn, faßte dann das Mittelblatt an der Spitze, riß es von einander und trat zwischen die Hälften, bis er das Hauptblatt dadurch in zwei völlig gleiche Theile schied, die dann sowohl dazu dienten, das Dach des Ranchos wieder auszubessern, als auch zu Schlafmatten verwandt werden konnten. Diese wurden zum Rancho geschleppt und sorgfältig ausgebreitet, und in kaum einer halben Stunde war die Wohnung für diese Nacht wieder völlig regendicht und mit einer neuen Matratze versehen auf's Neue hergestellt.

Der älteste Malutte hatte indessen noch eine andere stärkere Palme umgehauen, deren Wipfel er von einander hieb, um zu dem Herz oder Kern zu gelangen, denn diese Stelle enthielt ein schneeweißes, vortreffliches Mark, das ausgezeichnet schmeckte und recht gut als Gemüse dienen konnte.

José packte indessen aus dem Provisionskorb den er unterwegs zu tragen hatte, die für den Herrn mitgenommenen Lebensmittel, scharf geröstetes Schweinefleisch und in Fett hart gebratene Bananenscheiben, sowie einige getrocknete Fische aus, und stellte den

eisernen Topf zum Feuer, um die Chokolade darin zu kochen.

Es war aber plötzlich vollständig dunkel geworden, und der Ecuadorianer hatte sich auf die am besten ausgepolsterte Seite des Rancho geworfen und suchte die Beendigung der Mahlzeit durch Flüche und Verwünschungen zu beeilen. Um die Langeweile indeß zu tödten, fing er die einzelnen großen Leuchtkäfer, die von dem Feuerschein herbeigelockt, herüber und hinüber durch den Rancho schwirrten, drückte ihnen die Flügeldecken auseinander, daß der darunter leuchtende hellgelbe Punkt deutlich zum Vorschein kam, und mit den beiden grün schimmernden Kugeln, welche die schönen Thiere am Kopf trugen, wie Edelsteine erglänzten. Dann band er sie neben einander an eine der Querstangen des Rancho, so daß sie ordentlich Licht darin verbreiteten, und ließ die armen Thiere dort in all ihrer Pracht sich abzappeln und quälen, bis mit ihrem Tod auch der Feuerschein erlosch.

Aber selbst dieses Licht genügte ihm nicht, seine endlich fertige Mahlzeit dabei zu verzehren, denn während er aß und die beiden Mulatten ihre eigenen Vorräthe heraussuchten, mußte José eine kleine Fackel von zusammengeknetetem Gummi elasticum halten, die ein zwar dunkelrothes aber doch vollkommen helles Licht

verbreitete, und — als der Herr endlich abgespeist, wieder ausgelöscht und in ein Blatt gewickelt wurde, um bis zum nächsten Abend aufgespart zu werden.

Die Diener mochten ihre Mahlzeit beim Schein des Feuers verzehren, oder im Dunklen, wie sie wollten.

Seine Decken waren indessen für den Herrn ebenfalls ausgebreitet worden, und eine zum Daraufliegen, die andere zum Hineinhüllen benutzend, war er bald sanft und fest eingeschlafen.

Am nächsten Morgen dämmerte kaum der Tag, als José schon wieder emsig beschäftigt war, das Feuer frisch anzufachen, das ein gegen Morgen gefallener Regenguß völlig ausgelöscht hatte. Er trug zu dem Zweck die trockenen Hülsen einer reifen Cocosnuß bei sich, die wie Zunder fangen und die Gluth bis zur letzten Faser hartnäckig halten. Es war übrigens kein leichtes Stück Arbeit, in diesem nassen Walde, wo Alles bis in das Mark hinein von Feuchtigkeit durchdrungen ist, ein helles Feuer anzufachen, und er gebrauchte eine lange Zeit dazu. Indessen der Herr schlief ja noch, und endlich hatte er es so weit, um den Chokoladentopf wieder an die Gluth setzen zu können. Die Sonne war aber schon lange über den Horizont herauf, als er damit zu Stande kam, und

da ſich die beiden Malutten ebenfalls nicht ſonderlich beeilten, ihre Morgenruhe zu unterbrechen, war es faſt acht Uhr geworden, ehe ſie wieder an den Aufbruch denken konnten.

Aber ihr Ziel lag nicht mehr weit. Kaum eine halbe Stunde bequemen Marſches brachte ſie an das Ufer des breiten Bogota, und ſie fanden hier ſchon, nachdem ſie zuerſt ein häßliches Bambusdickicht paſſirt waren, einen ziemlich großen und freien Platz ausgehauen, der ſelbſt vom Fluß aus deutlich ſichtbar war, und die Stelle künden ſollte, an welcher die Trocha ausmündete.

Aeußerſt vorſichtig ſchritten aber die Diener über jene Stelle, welche durch den Bambus ausgehauen war, denn den zwar kleinen, aber furchtbar harten und ſcharfen Dornen, welche an deſſen Auszweigungen ſitzen, und mit denen der Boden hier beſtreut war, boten ſelbſt ihre harten, aber nackten Sohlen nicht hinlänglich Widerſtand. Den Lagerplatz dagegen hatten die früher hier Geweſenen vollſtändig abgeräumt, und es war dort ſogar ein großer Rancho gebaut, um unmittelbar am Ufer übernachten zu können.

Schon von Weitem konnten die Wanderer die breite und offene Lichtung im Walde und damit das erſte Ziel ihres beſchwerlichen Marſches erkennen,

denn dort auf dem Strome lag der Sonnenſtrahl, der nie in dieſe dichten Wälder drang, und es war ein ganz eigenthümlich wohlthuendes Gefühl, mit dem ſie den offenen, freien Platz betraten.

Der Guajaquilene ſchien ſich aber am wenigſten dieſem Genuß hinzugeben, denn ſo bequem er bis jetzt ſeinen Weg verfolgt hatte, ſo raſch ſprang er nun an das Ufer und ſchien dort ein Canoe zu ſuchen, das, wie man ihm am Pailon geſagt, dort angebunden liegen ſollte. Aber nirgends war ein dem ähnliches Fahrzeug zu erblicken, und gerade dort, wo die Trocha am Ufer des Bogota ausmündete, lag weder an dieſer, noch an der anderen Seite ein beſiedelter und dann auch bewohnter Platz. Wald, dichter, undurchdringlicher Wald deckte beide Ufer, und noch viel dichter in der unmittelbaren Nähe des Waſſers, als weiter zurück, denn hier war er noch mit Bambus und Schling- und Schmarozerpflanzen verwachſen.

„Caracho," murmelte Señor Cerro leiſe zwiſchen den Zähnen durch, indem er den Fuß unwillig auf den Boden ſtampfte, „ob man ſich auch noch auf einen Menſchen in der Welt verlaſſen kann."

„Kein Boot da, Señor?" frug der eine Mulatte, „nun wartet nur ein klein Weilchen, den Bogota fahren immer Canoes hinunter und hinauf."

„Aber ich will weder hinunter noch hinauf.“

„Weiß ſchon, Señor,“ grinſte der Mulatte, aber wenn wir erſt Hand auf Bug haben, fährt es uns hin, wohin wir wollen, auch gerad' über den Strom.“

„Und glaubt Ihr gewiß, daß Ihr den Weg nach Alto Tambo finden könnt?“

„Sicher wie was,“ nickte der Gelbe, „Señor hat doch das kleine gelbe Meſſingding?“

„Den Compaß? Ja!“

„Schön — der zeigt genau die Richtung an, und wenn wir fortgehen, wie die Trocha läuft, immer gerade aus, ſo treffen wir auf Camino real, können ihn gar nicht verfehlen; läuft gerade quer durch von Cachavi nach Malbucho hin.“

„So wollen Sie nicht zurück nach Concepcion, oder hinauf nach Cachavi, Señor?“ frug José erſchreckt.

„Du, mein Burſche,“ ſagte der Mulatte tückiſch, „gehſt hin, wohin man Dich ſchickt, und wenn Dein Herr weder Luſt nach Concepcion noch Cachavi hat, ſo ſchleppſt Du Deinen Bambuskorb eben durch den Wald. Was kann's Dich kümmern.“

„Und iſt der Wald nicht zu dicht?“ fragte noch einmal der Ecuadorianer, ohne von des Negerburſchen Frage die geringſte Notiz zu nehmen.“

„Si, un poco!“ lachte der Andere, „aber wir kommen ſchon durch. Nero geht mit der Macheta vorweg und Señor hinterher, und ſagen nur immer nach dem Compaß, rechts oder links, oder gerad aus — dauert zwei Tage, ſind wir im Weg.“

„Und Lebensmittel?“

„Bah, Menge von Palmen und wildem Honig und Kaſtanien. Kommen ſchon durch — beſſer wie durch Cachavi.“

„Ich weiß nicht — ich wäre doch lieber erſt nach Cachavi gefahren, um dort friſche Lebensmittel einzunehmen.“

„Da geht Nero aber nicht mit,“ ſagte der erſte Mulatte trocken.

„Caramba,“ rief der Ecuadorianer, „glaubſt Du, es würde Einer der ſchwarzen Schufte dort wagen dürfen, Hand an Dich zu legen, ſo lange Du in meinen Dienſten ſtehſt? Den wollte ich ſehen.“

„Quien sabe,“ brummte der Mulatte achſelzuckend — „beſſer iſt beſſer, und wir ſparen dabei noch außerdem eine lange Strecke Weg.“

„Wenn nur mein Gewehr nicht zerbrochen wäre.“

„Machen wir wieder,“ lachte der Mulatte — „gar nicht weit von hier am Fluß — glaube ein Stückchen weiter oben, wohnt ein Schmied, der legt ein Blech

darum. Der hat auch großen Platanar, nehmen wir Lebensmittel und gehen dann gerad' durch, durch den Wald."

„Wenn nur erst ein Canoe käme."

„Hallo, was ist das?" rief der Mulatte rasch, und drehte den Kopf der Richtung zu, von der sie eben hergekommen — „dort geht ein Mensch."

„Ein Mensch?" rief der Ecuadorianer emporfahrend, denn allerdings war es etwas Außerordentliches, in dieser Wildniß noch ein lebendes Wesen zu finden — „Caramba — ein Mädchen?" fuhr er aber noch überraschter fort, als im nächsten Augenblick Eva aus den Büschen trat. Aber diese achtete weder auf ihn noch einen der beiden Mulatten; nur José hatte ihr fernsehender Blick gesucht, nur auf diesen sprang sie zu, und seine Hand ergreifend rief sie freudig aus:

„Gott sei Dank, José! Gott sei Dank, so war mein langer einsamer Weg doch nicht umsonst, und ich bin noch zur rechten Zeit gekommen."

„Meine Eva!" rief der junge Bursch bewegt — „aber wie um Gottes Willen kommst Du in diese Wildniß. — Von Concepcion in einem Canoe?"

„Hat das Mädchen ein Canoe bei sich?" frug der Ecuadorianer rasch und erfreut.

„Nein, Señor," ſagte die junge Negerin, langſam dabei den Kopf ſchüttelnd — „derſelben Trocha bin ich gefolgt wie Sie —"

„Allein?" rief Nero erſtaunt.

„Wie ich hier ſtehe."

„Mein armes, armes Mädchen," ſagte José gerührt, „aber hier ſind wir am Bogota-Fluß, und das nächſte Canoe kann und wird Dich wieder zwiſchen die Anſiedlungen bringen. Wenn Dich nun eine Schlange gebiſſen, oder ein wildes Thier gefaßt hätte."

„Die Thiere des Waldes ſind barmherziger als die Menſchen," ſagte das Mädchen leiſe.

„Und wo willſt Du hin, Muchacha?" frug ſie der Ecuadorianer, indem ſein Blick die tadelloſen Formen des Mädchens überflog — „Du kannſt bei uns bleiben, wenn Du Luſt haſt — es ſoll Dein Schade nicht ſein."

„Ich wollte zu Euch, Señor?"

„Zu mir? Caramba!" lachte der Ecuadorianer vergnügt auf, „das trifft ſich ja herrlich, denn in dem vermaledeiten Wald iſt das Leben langweilig und öde genug."

„Zu Euch — José's — Eures Dieners wegen," fuhr aber die junge Negerin fort, ohne den Doppelſinn der Worte zu verſtehen oder zu beachten.

„José's wegen? In der That, und was haſt Du mit dem zu thun, wenn man fragen darf?"

Eva antwortete nicht gleich. Sie knüpfte von ihrem Gürtel das kleine Säckchen mit Silber los, das ſie ſorgfältig da vorne verwahrt hatte, und es dann in der Hand dem weißen Mann entgegenhaltend, ſagte ſie bittend:

„Nehmt das, Señor, ich bin einen weiten, mühſamen Weg gekommen, um es Euch zu bringen, und ich habe lange, ſehr lange hart arbeiten müſſen, bis ich ſo viel zuſammenbringen konnte, aber es iſt mit Freuden geſchehen, wenn ich mir damit José's Freiheit erkaufen kann. Nehmt, es iſt mehr, wie ſein jährlicher Lohn beträgt; es ſind ſechsundvierzig Dollars, und laßt uns dann mitſammen in die Heimath ziehen."

„Eva, mein braves, wackeres Mädchen!" rief José.

Der Ecuadorianer aber, während des armen Kindes Blicke in Angſt und Hoffnung an ihm hingen, nahm lächelnd das Geld und wog es in der Hand.

„Alſo das iſt Dein Schatz," ſagte er höhniſch, und nur ſeinet-, nicht meinetwegen biſt Du hier in den Wald gekommen?"

Des Mädchens Blick hing zitternd an den kalten, ſpöttiſchen Zügen des Weißen.

„Und gebt Ihr ihn jetzt frei?“

„Frei?“ lachte dieſer, „wenn das Alles wäre, was er mir ſchuldete! Aber glaubſt Du denn, Du albernes Ding, daß ich ihn die zwei Jahre nur dafür genährt und gekleidet und mit agua ardiente verſorgt habe? Hundertundzwanzig Dollars iſt er mir ſchuldig, und wenn die entrichtet werden —“

„Hundertundzwanzig, Señor,“ rief da José erſchreckt, „und wofür die Summe? Für die baumwollene Hoſe und Jacke, und den alten Hut?“

„Halte Dein Maul, Burſche, bis Du gefragt wirſt,“ unterbrach ihn finſter der Weiße, „in meinem Buch iſt Alles eingetragen, und wenn Du einmal Deine Schulden abverdient haſt, kannſt Du meinethalben Deiner Wege gehen, ich will froh ſein, wenn ich mich nicht mehr mit Dir zu plagen brauche.“

„Aber Señor,“ — bat das Mädchen.

„Das Geld hier werd' ich ihm aber zu Gute ſchreiben,“ lächelte der Ecuadorianer tückiſch. „Sind es wirklich ſechsundvierzig Dollars, denn jetzt habe ich keine Luſt ſie nachzuzählen, ſo bleibt er dann nur noch mit 74 in meiner Schuld, und wenn er fleißig iſt, und Du ihm dabei hilfſt, ſo kann er immer in Jahr und Tag frei kommen,“ und er ſchob den Beutel dabei in ſeine Bruſttaſche.

„Aber jetzt — jetzt ſoll er nicht mit mir gehen?“ bat das Mädchen in Todesangſt: „Oh, treibt nicht Euren Scherz mit uns, Señor, wir ſind arm und unglücklich genug in der Welt, und haben Nichts, Nichts weiter als einander. Seid barmherzig!“

„Laß mich zufrieden mit Deinen Quängeleien,“ unterbrach ſie der Ecuadorianer ungeduldig. „Du haſt es jetzt gehört — genug damit. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns, und da kann ich den Diener, wenn ich ihn gerade am Nöthigſten brauche, nicht fortſchicken. — Alle Wetter, Burſchen, kommt da nicht ein Canoe?“

„Von unten herauf, Señor,“ grinzte Nero, „eben biegt es um die Landſpitze — gerade zur rechten Zeit, um uns hier fortzubringen. Wohin wir gehen, folgt uns das alberne Ding doch nicht.“

„Señor,“ ſagte José, der mit feſt zuſammengebiſſenen Zähnen dem Urtheilsſpruch des Weißen gelauſcht hatte — „wenn Ihr mich nicht wollt frei laſſen — wenn ich noch fort muß in den Wald mit Euch, und die Geſetze Euch darin beſchützen, dann gebt dem armen Kinde auch das Geld wieder — dann will ich ſelber abverdienen, was ich Euch ſchulde.“

„Du ſprichſt, wenn Du gefragt wirſt, mein Junge,“ lachte der Ecuadorianer, „denn ich weiß

ſelber gut genug, was ich zu thun habe. Und jetzt pack' Deinen Korb auf, trag' ihn zum Ufer hinab, und ruf' das Kanoe heran, daß wir weiter kommen."

„Nicht einen Schritt, bis Ihr Eva das Geld zurückgegeben habt," rief José, und ſein Auge leuchtete von einem unheimlichen Feuer. — „Ich weiß, daß Ihr unter Euren Geſetzen mit uns Negern noch ſchalten wollt, wie es Euch gefällt, aber beim ewigen Gott —"

„Rebellion?" ziſchte der Weiße zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen durch — „aber dafür giebt's ein Mittel, Nero, wenn ſich der Hund widerſetzt, klopfe ihn einmal mit Deiner Macheta auf den Schädel."

„Den wollen wir ſchon kriegen," lachte der rieſige Mulatte, indem er die Macheta ergriff — „fort mit Dir, Caracho!" rief er dabei, indem er den Neger mit der Fauſt in den Nacken griff, und ihn vorwärts ſtoßen wollte — „hinunter die Bank da, oder ich m a c h e Dir Beine."

José hatte ſich, der rohen Uebermacht gegenüber, bis jetzt ſo ſchwach und willenlos gezeigt, daß die beiden Mulatten ihn ſchon auf dem ganzen Weg zur Zielſcheibe ihres Spottes gemacht. Was er aber auch ertragen und geduldet, ſo lange er ſich allein und

hülfslos wußte, und vielleicht ſelber dabei fühlte, wie große Schuld er an ſeiner eigenen Knechtſchaft trage, jetzt in Eva's Gegenwart kochte ſein Blut auf, und jäh emporfahrend ſtieß er den Mulatten vor die Bruſt, daß dieſer zurücktaumelte, in einer Wurzel hängen blieb und mit ſchwerem Schlag, der Länge nach, zu Boden ſtürzte.

„Caracho," rief der andere Mulatte, und ſprang dem Neger nach der Kehle, und dieſer konnte ſich ſeines Gegners kaum erwehren, als Nero mit einem wahren Wuthgeheul vom Boden emporſchnellte.

„Negerbeſtie," ſchrie er dabei, und mit der ſchweren und ſcharfen Macheta ausholend, ſprang er von hinten auf José zu.

„Mörder!" kreiſchte da Eva, die in zitternder Todesangſt Zeuge des beginnenden und ſo ungleichen Kampfes geweſen. Sie wußte dabei kaum, was ſie that, aber die Lanze, die ſie noch immer hielt, mit beiden Händen faſſend, rannte ſie die Spitze derſelben dem Mulatten, gerade als er den Stich gegen José führen wollte, in die Achſelhöhle hinein, daß er mit einem gellenden Aufſchrei zuſammen brach.

Mit einem gottesläſterlichen Fluch riß in dieſem Augenblick der Ecuadorianer einen Revolver aus ſeiner Taſche und drückte ihn drei vier Mal auf das

Mädchen ab; aber Du lieber Gott, er trug die Waffe schon wochenlang in der Tasche, und in diesem ewigen Regen, und ununterbrochenen feuchten Dünsten, die dem Boden entsteigen, versagt ja schon nach zwölf Stunden jedes frisch geladene Gewehr, und machtlos schlug der Hahn auf die Hütchen nieder.

Aber jetzt war auch José's Blut in Wallung gerathen, und die Macheta aufgreifend, die der Hand des zusammenbrechenden Mulatten entfallen war, warf er sich in blinder Wuth auf seinen bisherigen Herrn, der es indessen nicht für gerathen fand, den Angriff abzuwarten. Auch der Mulatte hatte mit Entsetzen seinen Kameraden stürzen sehen, und Beide — er wie der Weiße, stoben vor den gegen sie gehobenen Waffen des zur Verzweiflung getriebenen Negerpaars in die nächsten Büsche hinein, und aus Sicht.

José wäre nun am liebsten dem Weißen gefolgt, und dessen Leben war dann verloren, aber Eva ergriff seinen Arm, und in der Angst, daß noch irgend ein unglücklicher Zufall ihre Flucht hemmen könne, rief sie bittend:

„Komm José — o komm — da naht das Canoe — es führt uns der Heimath entgegen —"

„Er wird uns verfolgen und anklagen."

„Laſſ' ihn — dann flüchten wir in den Wald hinein, und die Wildniß ſei unſre Heimath, wohin ſie nicht wagen dürfen, uns zu folgen — Komm Joſé — es iſt Blut genug gefloſſen," ſetzte ſie ſchaudernd hinzu, „oh vermehre nicht die Schrecken dieſer Stunde — aber ich konnte nicht anders."

„Du retteſt mein Leben!" rief Joſé.

„Fort von hier — ich ſterbe ſelber, wenn ich das Blut noch länger ſehen muß, das ich vergoß" — und ſchaudernd vor dem Entſetzlichen, ſprang ſie die ſteile Uferbank hinab.

Es war ein einzelner Neger, der hier in ſeinem Canoe vorüberruderte, und von Concepcion kommend, wollte er nach Hauſe — nach Cachavi zurückkehren. Er lenkte den Bug ſeines Fahrzeugs raſch dem Lande zu, als er das Mädchen am Ufer ſtehen und winken ſah, und wenige Minuten ſpäter hatte er Eva wie Joſé in ſeinem Fahrzeug aufgenommen, das jetzt, von ſechs kräftigen Armen getrieben, die Fluth unter dem Bug aufſchäumen machte, und jede neue Gefahr hinter ſich ließ.

Siebentes Capitel.

In Cachavi.

In Cachavi herrſchte große Aufregung, und Niemand dachte heute an's Arbeiten. Die Männer mußten nämlich einen wichtigen Fall berathen, über den indeß die Frauen ſchon lange einig waren, und — während ſich die Ehegatten in dem breiten Gerichtsgebäude ſammelten, überall auf den Straßen in kleinen Gruppen ſtanden.

Die Sache betraf aber auch in der That nichts Geringeres, als die Flucht José's von ſeinem weißen Herrn, und die Ermordung des Mulatten, denn Eva wie José hatten bei ihrer Ankunft in Cachavi dem Alkalden die ganzen Vorgänge treu und einfach erzählt, und um ſeinen Schutz gebeten, wenn ſie bis hierher verfolgt werden ſollten.

Der Fall kam übrigens zu einer höchſt ungünſtigen Zeit, denn erſt geſtern war ein Canoe von der Tolamündung eingetroffen, wo ſie Nachricht von Esmeraldas gehabt haben wollten, daß General Franco von Guajaquil aufgebrochen wäre, Bodegas genommen hätte, und jetzt gegen Quito marſchire, um ſich das ganze Land zu unterwerfen. Wenn er Sieger

blieb — und die Berichte, die ſeine Anhänger hierher geſandt, ließen kaum einen Zweifel darüber — ſo ſchickte er einen Theil ſeiner Schwärme auch jedenfalls in dieſen entlegenen Theil des Landes, und was hatten ſie dann zu hoffen, wenn ſie gegen einen ſeiner eigenen Offiziere Partei genommen?

Die Frauen ſind in der ganzen Welt über ſolche Combinationen erhaben. Bei ihnen ſpricht das Herz das erſte Wort, und nur der Augenblick entſcheidet ihre Handlungen. Die Frauen deshalb waren auch feſt entſchloſſen, den armen jungen Burſchen nicht wieder auszuliefern, und was Eva betraf — ei! den hätten ſie ſehen wollen, der ihr in ihrer eigenen Vaterſtadt ein Leides that, und daß ſie dem pockennarbigen Mulatten einen Lanzenſtich verſetzt — der hatte den Strick verdient, zehnmal und hundertmal, und war ja ſchon einmal bei Nacht und Nebel von Cachavi in einem geſtohlenen Canoe geflüchtet, um der gerechten Strafe für ſeine Miſſethaten zu entgehen.

In dem Gerichtsſaal tagten indeß die Männer, und eine wunderliche Verſammlung war es, der der Alkalde präſidirte. Aber kein Mulatte fand ſich unter ihnen, lauter ächte, rabenſchwarze Söhne Aethiopiens, wenn auch wohl Alle auf dieſem Grund und Boden geboren, ſaßen, lagen und ſtanden in dem Raum um-

her und rauchten ihre Papiercigarre. Sie Alle, ohne Ausnahme, waren nackt bis auf den Gürtel, und ſelbſt das dichte, feſt zuſammengekräußte Wollenhaar verſchmähte einen Hut.

Eva und José waren erſt dieſen Morgen vernommen worden, und Keiner der hier Anweſenden zweifelte, daß ſie mit jedem Wort Wahrheit geſprochen. Der Alkalde ſelber hatte ja auch das Geld für Eva in Verwahrung gehabt, und ihr es erſt vor wenigen Tagen ausgehändigt. Er wußte genau, wie viel es geweſen, und was ſie damit gewollt.

Der Alkalde, eine ſchlanke, muskulöſe Geſtalt, mit ſchon grauem Wollkopf und etwas Cavalièrem in ſeinem ganzen Weſen, wie denn überhaupt die freien Neger — ſelbſt in den Sklavenländern die Sklaven, wenn ſie ſich am Sonntag ihre eigenen Herren wiſſen — ſehr gern die Bewegungen und Manieren der Weißen nachahmen, hatte den Leuten jetzt eine lange Rede gehalten, worin er beide Seiten der Frage beleuchtete, und ſeine Zuhörer dadurch in völliger Ungewißheit ließ, zu welcher Seite er ſich eigentlich ſchlug, und welche Meinung ſie haben ſollten. Es war dabei ſchmählich warm geworden; die Sonne ſtand im Zenith, und kein Lüftchen regte ſich, das die Temperatur hätte nur in etwas abkühlen können.

Ein kleiner dicker Neger, in Cachavi ſehr geachtet, weil er die beſten und feſteſten Dächer flechten konnte, nahm da endlich das Wort und ſagte:

„Was zerbrechen wir uns denn den Kopf über ungelegte Eier. Das Wettermädel hat dem ſchuftigen Nero eine Lanze in den Leib gerannt, weil er den Joſé mit der Macheta todtſchlagen wollte — ſoweit iſt Alles in Ordnung. Wenn wir uns hier im Walde nicht ſelber helfen, wer ſoll es ſonſt thun? und daß ſie dem ſchurkiſchen Mulatten einen Denkzettel gegeben, oder ihn auch meinetwegen todt geſtochen hat, iſt nur ein Gewinn für die Colonie. — Daß aber der Joſé ein Recht hatte wegzugehen, wenn ſein Jahresgeld bezahlt worden, das mein' ich, iſt außer aller Frage, und wenn ihn der Señor zurückhaben will, mag er einfach herkommen und beweiſen, daß er ihm noch etwas ſchuldig iſt. Nachher kommen wir wieder zuſammen, was ſollen wir uns jetzt bei der Hitze abquälen."

Der Vorſchlag klang viel zu vernünftig, als daß ihm nicht alle Uebrigen hätten beiſtimmen ſollen. Der Alkalde ſchüttelte zwar mit dem Kopf; im Grunde genommen war's ihm aber vielleicht auch recht, die Sache vor der Hand auf ſich beruhen zu laſſen; alle dieſe Menſchen leben ja doch nur dem Augenblick. Die

Sitzung war also damit geschlossen, und die Frauen erfuhren wenige Minuten später zu ihrer Genugthuung, daß José und Eva vor der Hand in Cachavi bleiben könnten. — Wenn noch etwas in der Sache geschehen solle, so möchten's die Herren in Concepcion anfangen. Sie wollten weiter nichts damit zu thun haben.

So vergingen zwei Tage, ohne daß man etwas von dem unteren Strom gehört hätte, und den Bewohnern von Cachavi lag auch jetzt eine andere Sache am Herzen. Die schon lange von Ibarra erwarteten Indianer, welche neue Waare bringen sollten, waren nämlich immer noch nicht eingetroffen, und allerlei dumpfe Gerüchte und Vermuthungen durchliefen die kleine Stadt. Waren sie verunglückt? — böse Ströme hatten sie unterwegs zu passiren — oder sollte sich der Krieg schon bis dort in die entlegene Provinz Imbaburru gezogen haben, daß sie dem Feinde in die Hände gefallen? Es wäre ein harter Schlag für das kleine Städtchen gewesen, denn viele der Einwohner würden unter dem Verlust gelitten haben.

Man beschloß endlich, ihnen einen Boten entgegen zu senden — oder vielmehr zwei, denn ein Einzelner würde nie den Wald auf irgend eine Entfernung betreten — um sich Gewißheit zu verschaffen, und zwei

der Männer wurden gemiethet, und noch an dem nämlichen Tage in die Wildniß hinein gesandt, die Cachavi vom Malbucho auf reichlich vier Tagereisen trennte.

An demselben Nachmittag langte aber eine andere Kunde an, die ihr Interesse wieder an das Schicksal der beiden jungen Leute fesselte.

In Concepcion war nämlich der Weiße mit Nero's Leiche und dem anderen Mulatten eingetroffen, und hatte die Auslieferung seines Dieners und der Mörderin verlangt, und der Alkade von Concepcion sandte jetzt einen Boten nach Cachavi, um die beiden Verbrecher mit einer dort beizugebenden Wache überliefert zu bekommen.

Der Bote kehrte aber unverrichteter Sache zurück. Der Alkalde hielt es nach der neulich zusammenberufenen Versammlung nicht einmal für nöthig, auf's Neue bei den Einwohnern anzufragen — oder seine Frau entschied vielmehr für ihn, denn sie fertigte den Boten, einen Gerichtsdiener von Concepcion, gleich so energisch ab, und auf ihr Schreien sammelten sich rasch so viele dunkle, drohende Gestalten, daß der arme Teufel froh war, wie er wieder in seinem Canoe saß, und ungeschädigt das Negerdorf im Rücken hatte.

Das war nun allerdings ein ganz entschiedener Akt der Widersetzlichkeit gegen die bestehende Autorität

gewesen, und der Alkalde selber hätte vielleicht gewünscht, seine eigene Ehehälfte etwas weniger leidenschaftlich dabei zu sehen, aber die Sache war einmal geschehen, und ließ sich nicht mehr ändern, und da das ganze Dorf der Abfertigung beistimmte, brauchte er auch die Verantwortung nicht allein zu tragen.

Herrschte denn überhaupt in Ecuador ein gesetzlicher Zustand? — war das Land nicht in Aufruhr und offenem Bürgerkrieg begriffen, und wußte denn irgend Einer von Allen — in Cachavi sowohl wie in Concepcion — wer jetzt Präsident im Lande sei — und wenn er es sei, wie lange? War es Franco noch, dann allerdings hatte der Alkalde von Concepcion den Schutz desselben, um sich den Rücken zu decken, und konnte in dem Fall auch wohl eine Rechtsverletzung in seinem Sinne strafen, fall's Franco's Truppen in der That das Land besetzten, oder der Mulattengeneral Geld genug schickte, um Soldaten hier für ihn anzuwerben — war das aber nicht der Fall, so hätte es ihm schwer werden sollen, sich von der Negercolonie Gehorsam zu erzwingen, und den Zeitpunkt konnten sie eben ruhig abwarten.

Wer aber dadurch in die grimmigste Verlegenheit gerieth, war der Alkalde von Concepcion. Dieser Señor Cerro, der hier als Franco'scher Offizier auf-

trat, verlangte, wie er erklärte, nicht mehr als sein Recht, und da er selber von Franco'schen Behörden in seine Stelle eingesetzt worden, konnte er das nicht gut vernachlässigen, ohne die Franco'sche Regierung auf den Fuß zu treten. Jetzt aber weigerten ihm die verwünschten Neger da oben ganz direkt den Gehorsam, und was blieb ihm da anders übrig, als seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen? Der mußten sie sich ja dann auch fügen, oder offene Rebellion erklären, was derartige Leute aber nicht sogleich thaten, da die Negeremancipation, wie sie von der einen Regierung eingesetzt worden, von einer andern auch eben so leicht wieder umgestoßen werden konnte.

Es galt also, einen raschen und entschiedenen Entschluß zu fassen, denn dieser Señor Cerro drohte mit einem Bericht an den General Franco, und der mußte vermieden werden. Also überraschte denn der Alkalde die Bewohner Concepcions am nächsten Morgen mit einem Aufruf an die Nationalgarde, und verbreitete dabei — um sich den Rücken zu decken — die Kunde in dem kleinen Ort, daß General Franco Quito genommen habe, jetzt gegen Ibarra vorrücke, und einen Theil seines Heeres über San Pedro und Malbucho an den Bogota senden werde, um sich von der Loyalität seiner Unterthanen zu überzeugen.

Das wirkte wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel für Viele, die bis jetzt geglaubt hatten, der Revolution des übrigen Landes viel zu fern zu sein, um je darunter leiden zu können, und deshalb auch, obgleich im Herzen vollkommen Quitenisch gesinnt, doch General Franco's Partei anerkannten — nur eben der Bequemlichkeit wegen. Aber was ließ sich thun? — Gehorchten sie dem Aufruf nicht, und überschwemmten die Franco'schen Banden wirklich das Land, dann durften sie sich auch fest darauf verlassen, als Mißliebige denuncirt, und von den Freibeutern nach Herzenslust gebrandschatzt zu werden. Wohl oder übel holten sie also alle ihre halbverrosteten Waffen herbei, und um zehn Uhr Morgens lagen vier Canoes mit Bewaffneten, und das fünfte mit dem Alkalden, Señor Cerro, und sämmtlichen Dienern der Gerechtigkeit reisefertig an der Landung, und setzten sich zusammen in Bewegung stromauf.

An ihnen vorbei aber glitt ein anderes, leichtes Canoe, von vier stämmigen Negern gerudert, und am Steuer saß der kleine italienische Schneider, der die Aufforderung, zur Nationalgarde zu stoßen, mit Hohn zurückgewiesen hatte, und jetzt auf eigene Faust die Reise machte.

Als ihn der Alkalde bemerkte, schien er nicht übel

Luſt zu haben, den kleinen contrairen Fremden zu arretiren, denn es ahnte ihm, daß der Burſche, wenn er vor ihnen einträfe, da oben böſes Blut machen würde. Ehe er aber mit ſeinem Entſchluß völlig im Reinen war, paſſirte das Canoe ſchon das vorderſte des Zuges, und an ein Einholen deſſelben war nicht mehr zu denken. Daß der kleine, nichtswürdige Italiener aber nicht warten würde, wenn er ihn anriefe, wußte er vorher, und durfte ſich auch deshalb nicht einmal mit einem ſolchen Verſuch blamiren.

Des Alkalden Befürchtung war aber auch ſehr gerechtfertigt, denn Rigoli hatte kaum von der Anklage und dem Unternehmen der tapferen Ecuadorianer gehört, als er auch augenblicklich beſchloß, dem entgegen zu arbeiten. Seine Neger entwickelten dabei einen wahren Feuereifer, ihn vorwärts zu bringen, und am nächſten Morgen mit Tagesanbruch landete er ſchon in Cachavi, während die ſchweren Canoes der Bewaffneten, obgleich ſie ebenfalls die halbe Nacht gearbeitet hatten, doch endlich beilegen, und Tageslicht abwarten mußten.

Es mochte elf Uhr Mittags ſein, als ſie das Negerdorf in Sicht bekamen, und ſie ſahen ſich dabei eben nicht angenehm überraſcht, die Landung Mann an Mann mit den herkuliſchen, halbnackten Einwoh-

nern beſetzt zu finden, die dabei noch Lanzen, Machetas, Musketen und eine Maſſe anderer gefährlicher Werkzeuge in Händen hielten.

Was jetzt thun? — der Alkalde wäre am liebſten gleich wieder umgekehrt, und hätte ſich damit begnügt, einen Bericht an die Regierung in Guajaquil abzufaſſen, daß das Land im Aufſtande wäre, und General Franco eine Armee zum Schutz der beleidigten Autorität herbeiſenden möge — aber Señor Cerro ließ ihn nicht.

„Glauben Sie doch nur nicht," rief er ihm zu, „daß ſich dieſe ſclaviſchen Hunde ernſtlich widerſetzen werden — laſſen Sie uns hier unten landen, und in geſchloſſenen Colonnen hinaufmarſchiren, und zeigen ſie den geringſten Widerſtand, ſo ſchießen wir das ganze Neſt in Brand."

„Ja, Señor," ſagte der Alkalde verlegen, „aber ſie haben nur ſchon gezeigt, daß ſie Widerſtand leiſten können. Ihre eigene Erfahrung —"

Der Ecuadorianer knirſchte die Zähne zuſammen, wenn er an den Moment dachte, wo er vor einem Mädchen die Flucht ergriffen, und die Erinnerung daran diente wahrlich nicht dazu, ihn zu beſänftigen.

„Vorwärts," rief er; „bei der geringſten Widerſetzlichkeit feuert Ihr zwiſchen den nackten Trupp

hinein — wir wollen ihnen die ſchwarzen Felle pfeffern, und ich übernehme jede Verantwortung, die daraus für Sie entſtehen könnte.“

Der Nationalgarde von Concepcion blieb in der That weiter nichts übrig, als wenigſtens zu landen, wenn ſie ſich nicht auf ewige Zeiten lächerlich machen, und dem Geſpött der Neger ausſetzen wollte. Die Canoes wurden deshalb an das ſteinige Ufer gelenkt, und die Beſatzung derſelben ſprang, ohne daran im Geringſten verhindert zu werden, auf trockenen Boden.

Etwas unterhalb der Stadt, und gerade der Kirche gegenüber befanden ſie ſich hier; als ſie aber das eigentliche und hohe Ufer erklommen, waren ſie auf's Aeußerſte erſtaunt, auch nicht einen der Feinde mehr zu ſehen. Wie in den Boden hinein ſchienen dieſe verſchwunden, und Señor Cerro rief triumphirend aus:

„Nun, Señor, habe ich es Ihnen nicht vorher geſagt? Wo ſind die feigen Canaillen jetzt geblieben? Zeigen Sie ihnen Ernſt, und Keiner von Allen wagt auch nur, Ihnen frech in's Auge zu ſehen.“

„Da kommt der Alkalde.“

„Der alte Wollkopf?“

„Er wird wahrſcheinlich unterhandeln wollen.“

„Fertigen Sie ihn kurz ab, das iſt das Beſte; keine Unterhandlungen mit Rebellen.“

Der Alkalde dachte anders darüber; der alte Neger war aber jetzt schon zu dicht herangekommen, um ein weiteres Gespräch zu gestatten, und wie er sich auf etwa zehn Schritte genaht hatte, sagte er ruhig:

„Señor Alkalde, können Sie mir vielleicht erklären, weshalb die Boote mit den Bewaffneten hier an unserer friedlichen Stadt landen? Ich hoffe doch nicht, daß der Bürgerkrieg bis in unser stilles Asyl gedrungen ist."

„Señor Alkalde," erwiderte der Ecuadorianer sehr förmlich, „die Ursache kennen Sie wahrscheinlich. Es handelt sich hier um die Auslieferung einer Mörderin, und die Zurückgabe eines entlaufenen und contractbrüchigen Dieners. Machen Sie keine Schwierigkeiten, amigo, denn die Gesetze müssen in Kraft gehalten werden, und es sollte mir wahrhaft leid thun, wenn ich gezwungen würde, von der mitgekommenen Macht Gebrauch zu machen."

„Señor Alkalde," erwiderte der alte Neger da, aber vollkommen ruhig — „ich glaube fest, daß wir noch Alles in Frieden beilegen können, wenn Sie nicht eben zu sehr auf Ihre Macht trotzen, und Recht und Gesetz auch für uns gelten lassen."

„Das versteht sich von selbst," rief der Alkalde aus Concepcion rasch.

„Schön," ſagte der Alte, der übrigens keine Waffe in den Händen trug, „dann können wir Ihnen den Beweis liefern, daß das arme Mädchen, welches Sie eines Mordes anklagen, nur in einem Akt der Nothwehr handelte, als ſie jenen nichtsnutzigen Mulatten, der den Tod ſchon zehnmal verdient hatte —"

„Sie ſtach ihn meuchelmörderiſch nieder," ſchrie Señor Cerro dazwiſchen. —

„Ueber den Haufen ſtieß," fuhr der alte Neger ruhig fort. „Und was den weggelaufenen Diener betrifft, für den jener Herr da die Auslöſungsſumme ſchon in der Taſche hat, und nicht wieder herausgeben wollte, ſo braucht er uns nur die Beweiſe zu liefern, wofür ihm José 120 Dollars ſchuldet, und wenn die Belege alle richtig ſind, ſoll ihm entweder das noch fehlende Geld ausgezahlt werden, oder er ſeinen Diener zurückbekommen. Finden Sie das nicht in der Ordnung?"

„Gegen das Letzte ließe ſich allerdings nichts —"

„Und glaubt Ihr Canaillen," ſchrie der Ecuadorianer in voller Wuth heraus, „daß ich mich zwingen ließe, einem Neger Contracte vorzulegen? Beim ewigen Gott, es iſt weit in Ecuador gekommen, aber dem wollen wir ein Ende machen. — Gebt Ihr die beiden Verbrecher gutwillig heraus oder nicht?"

Der alte Neger antwortete ihm gar nicht — er hob beide Hände trichterförmig an den Mund, und ſtieß einen eigenthümlichen, aber durchdringenden und lauten Ton damit hervor. — Und überall umher wurde es lebendig — den Fluß herunter, den ſie von hier aus deutlich überſehen konnten, kamen plötzlich noch vier Canoes mit bewaffneten Negern — ſelbſt den Strom herauf ruderten zwei mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte, und aus allen Häuſern quollen — jedenfalls dem verabredeten Zeichen gehorchend — Maſſen von dunklen, drohenden Geſtalten, ohne ſich jedoch im Geringſten feindlich zu gebehrden. Nur den Platz ſchloſſen ſie in einem weiten Bogen vollſtändig ein, wo die Canoes von Concepcion gelandet waren, und der dortige Alkalde bemerkte zu ſeinem Entſetzen, daß ihre eigenen Fahrzeuge unten im Fluß von den beiden ſtromauf kommenden Canoes vom Ufer gelöſt, und an die andere Seite hinüber geführt wurden, was ihnen natürlich jeden Rückzug abſchnitt.

Zu gleicher Zeit ertönte aber aus dem Walde des anderen Ufers ein gellender, langgezogener Schrei, der jedoch nicht in Verbindung mit den hier getroffenen Vorbereitungen zu ſtehen ſchien, denn die Neger ſelber ſtutzten und horchten dort hinüber, aber nicht lange.

„Die Indianer kommen!“ jubelte eine Stimme, und bald antwortete ein wildes, tobendes Jauchzen dem Meldungsruf von da drüben. — Das aber brachte die tapferen Schaaren von Concepcion, die sich hier überhaupt sehr in der Minderzahl sahen, ganz außer Fassung.

„Die Indianer kommen?“ Hatten diese verzweifelten Schwarzen auch noch die wilden Horden des Innern zu ihrer Hülfe herbeigerufen?

„Señor,“ rief der Alkalde den alten Neger ängstlich an, „ich mache Sie für jedes Blutvergießen hier verantwortlich. — Wir sind als friedliche Boten des Gesetzes zu Ihnen gekommen —“

„Der ist verantwortlich,“ sagte der alte Mann ruhig, „der den ersten Schuß abfeuert, oder die erste Lanze wirft.“

„Aber Sie haben unsere Canoes wegnehmen lassen.“

„Zu Ihrer Abreise stehen Ihnen dieselben immer wieder zur Verfügung,“ lächelte der Alte — „aber wer kommt da?“ unterbrach er sich plötzlich rasch und selber erstaunt, als sein Blick nach dem jenseitigen Ufer hinüberflog — „Soldaten?“

„Das sind die Truppen des General Franco!“ rief der Alkalde von Concepcion jubelnd aus — „Viva

Franco! Viva Franco!“ ſchrie er dabei, aber ziemlich vereinzelt, denn beide Parteien waren in dieſem Augenblick gleich geſpannt, ob ſie von dorten her Freund oder Feind zu erwarten hätten.

Das Dickicht da drüben wurde in der That in dieſem Augenblick lebendig, und Gewehre blitzten in der Sonne — und braune, aber uniformirte Burſchen ſprangen die Uferbank hinab, und in das ſeichte Waſſer hinein, um den Fluß zu durchwaten.

„Viva Franco!“ ſchrie der Alkalde noch einmal in einem Uebermaß von Entzücken. — „Das ſind die Truppen des tapferen Generals!“

„Viva Flores!“ donnerte aber in dem Augenblick von dort drüben der Gegengruß herüber, daß der Magiſtratsperſon das letzte Wort vor Angſt in der Kehle ſtecken blieb. — Franco, der ſchuftige Dieb, iſt verjagt, Flores el viva!“

„El viva!“ jubelten da die Neger, die ſich von allen Seiten zum Ufer drängten — „el viva! — el viva!“

Und „Flores el viva“ ſchallte es jetzt ſogar aus den Reihen der Concepcionsleute ſelber, die gar nicht daran dachten, die uſurpirten Rechte des Mulattengenerals zu vertheidigen, wo ſie noch dazu die Uebermacht auf Flores Seite ſahen.

Der Alkalde war indeſſen raſch gefaßt. Was konnte ihm hier geſchehen? Huldigte das Volk der, wie es ſchien, ſiegreichen Quiteniſchen Regierung, welchen Grund hätte er dann gehabt, ſich dem nicht anzuſchließen? Und wie er ſich nur von ſeinem erſten Erſtaunen erholt hatte, Quiteniſche Soldaten von dieſer Seite her marſchiren zu ſehen, wo er jene furchtbare Wildniß wußte, ſtimmte er plötzlich luſtig in den Ruf mit ein.

Alles drängte indeſſen dem Ufer zu, das die durch das Waſſer watenden Soldaten jetzt erreicht hatten, und dabei ſehr erfreut ſchienen, hier keine Feinde, ſondern Bundesgenoſſen zu finden. Da erhob ſich plötzlich am unteren Theil des Fluſſes ein Lärm, der aber nur von ein paar einzelnen Menſchen ausgehen konnte.

„Caracho!“ hörten ſie eine Stimme in wildem Fluch — „was haltet Ihr mich feſt? — was habe ich mit Euch zu ſchaffen?“

„Du mit uns wohl nichts, mein Schatz,“ lachte dagegen des kleinen Italieners Stimme; „aber wir dagegen ſo viel mehr mit Dir. Was haſt Du denn ausgefreſſen, daß Du auf einmal Ferſengeld geben willſt?“

„Was iſt dort? — Wen habt Ihr da?“ frug jetzt

der Quiteniſche Offizier, der ſeine Leute raſch geſammelt hatte, weil er noch immer nicht recht wußte, wie er mit den Bewohnern dieſer Gegend ſtand. Das Vivarufen allein hielt er noch für keine genügende Bürgſchaft.

„Weiter Niemanden, Senor," ſagte da der kleine, herbeikommende Schneider, während ſeine vier Neger den Gefangenen ſchon feſt gefaßt, und ihm in aller Eile die Hände auf dem Rücken zuſammen geſchnürt hatten — „als einen Herrn, der ſich für einen Franco'ſchen Offizier ausgiebt, und unter der Firma einen ganzen Haufen voll Unheil angerichtet hat."

„Señor Cerro," rief aber der fremde Offizier erſtaunt, „das iſt ja ein eigenes Zuſammentreffen. Alſo Sie ſind ein Franco'ſcher Offizier?"

„Ich kenne Sie nicht, Señor," ſagte der Gebundene finſter; „aber wenn Sie wirklich Quiteniſcher Offizier ſind, ſo verlange ich wenigſtens als Kriegsgefangener behandelt, und nicht in den Händen dieſer Schufte gelaſſen zu werden."

„Hoho, Señor," ſchrie Rigoli lebendig, „wir werden Dir gleich Deinen Schädel weich klopfen, wenn Du Deine Zunge nicht im Zaume hältſt."

„Ich glaube, Sie ſind in ganz richtiger Verwahrung, Señor," erwiderte aber kalt der Quitener. —

„Das iſt kein Offizier, compañeros," wandte er ſich dann an die Leute, „ſondern ein Schuft, der in Guajaquil, als eine Art Kammerdiener des Mulattengenerals, einen bedeutenden Diebſtahl beging, und dann flüchtig wurde. Durchſucht ihn doch einmal, vielleicht finden wir noch eine Anzahl Juwelen bei ihm, die damals vermißt wurden."

„Sieh einmal an," lachte der Italiener — „das Geldſäckchen der armen Eva hatte er auch noch, das habe ich aber ſchon in Sicherheit gebracht — nun, vielleicht finden wir noch mehr."

Cerro machte einen verzweifelten Verſuch, ſeine Banden zu zerreißen, aber die Neger hielten ihn wie in einem Schraubſtock. Er wurde zu Boden geworfen, und bald fand ſich denn auch, daß er in einem um den Leib geſchnallten Geldgürtel eine Anzahl werthvoller Steine und Golddoublonen verſteckt trug.

Indeſſen hatten die Bewohner von Concepcion Kunde aus dem Innern von den Neugekommenen, wie auch von den ſie begleitenden indianiſchen Laſtträgern erfragt, und als ſie jetzt die Beſtätigung erhielten, daß der kleine Tyrann Franco ſchon vor drei Wochen aus Guajaquil verjagt und zu Schiff getrieben, das ganze Land aber in den Händen des Qui-

teniſchen Generals Flores, und der Bürgerkrieg wirklich beendet ſei, kannte der Jubel keine Grenzen.

Natürlich war jetzt von einer Verfolgung oder Beſtrafung José's keine Rede mehr. Der „Señor Cerro" blieb gebunden in den Händen der Polizei, um ihn in den nächſten Tagen durch den Sumpf nach Ibarra, und von da nach Quito zu ſchaffen, wo er den ordentlichen Gerichten übergeben werden ſollte. Der würdige Alkalde von Concepcion aber war ebenfalls machtlos geworden, und die Bürger der kleinen Stadt luden den Offizier mit ſeinen Leuten jetzt auf das Herzlichſte ein, mit ihnen nach Concepcion hinab zu fahren, und dort den Sieg der gerechten Sache ſolenn zu feiern.

Rigoli war einer der lebhafteſten bei dieſer Einladung, und ruhte auch nicht eher, bis er den Offizier, um den Zug mit ihm zu eröffnen, allein und an der Spitze ſeiner Flotte in ſeinem Canoe hatte, das er jetzt mit einer, in dem dortigen Laden zuſammengekauften und raſch genähten ecuadorianiſchen blau, roth und gelben Flagge ſchmückte.

Aber er vergaß in ſeinem Jubel auch nicht das arme, junge Paar, das ſo viel Leid ausgeſtanden. Noch in der nämlichen Woche kehrte er nach Cachavi zurück, und vier Wochen ſpäter bezogen José und Eva einen kleinen, reizenden Rancho, unmittelbar unter der

Stelle, wo der Cachavi in den Bogota mündet, mit Orangenbäumen vor dem Hauſe, und ein paar wehenden Cocospalmen, wie einem ſchon angepflanzten Platanar. Die Hochzeit aber wurde in Cachavi ausgerichtet, und Rigoli tanzte darauf, zum Jubel der Neger, die ſich über den kleinen fidelen Burſchen vor Lachen ausſchütten wollten, mit der jungen Frau die erſte Marimba.

Der Tiger.

Es war an einem jener wundervollen Abende, wie wir sie wirklich nur in den Tropen finden, daß ich auf Java mit Herrn Phlippeau zu seiner Kaffeepflanzung nach Lembang hinauf fuhr. Lembang liegt außerdem schon etwa 4500 Fuß über der Meeresfläche, von drei bis sechs Uhr Abends war der gewöhnliche, fast immer von Gewittern begleitete Schauer gefallen, der die Erde abgekühlt und die Bäume und Pflanzen mit seinem erfrischenden Segen überschüttet hatte, und die Luft kühl und labend. Hoch am Himmel stand das südliche Kreuz, und ein wunderbarer Blüthenduft wehte von den Fruchtbaum-Oasen der einzelnen Kampongs oder Dörfer zu uns herüber.

Die Theeplantage von Tjoem Boeloeit hatten wir schon lange hinter uns, und der Weg zog sich ziemlich steil an dem Berghang empor, aber die vier munteren Macassarhengste zogen den leichten Wagen rasch bergan, und unsere Cigarren rauchend und im Fond zurückge-

legt, genoſſen wir mit voller Luſt den wahrhaft wundervollen Abend.

So erreichten wir endlich die Höhe des Berges, auf dem das Wohnhaus mit den Kaffeegebäuden, Mühlen und Trockenhäuſern lag, von denen wir ſelber etwa noch ſechshundert Schritt entfernt ſein mochten, als ich einen eigenen dumpfen Ton zu hören glaubte, und in demſelben Moment auch die Pferde unruhig wurden und von dem Kutſcher kaum konnten in der Straße gehalten werden.

„Was iſt?“ fragte Herr Phlippeau, ſich raſch im Wagen aufrichtend. —

„Tau, Tuwan!“ ſagte der Burſche mit ſeinem ſingenden Ton und achſelzuckend — aber wir ſollten nicht lange darüber in Zweifel bleiben, denn kaum waren die Thiere, wenn auch noch ſchnaubend und blaſend, wieder dazu gebracht worden anzuziehen, als plötzlich das laute, donnerähnliche Gebrüll eines Tigers an unſer Ohr ſchlug und die Pferde jetzt ſo wild und erſchreckt zurückfuhren und in die Höh' bäumten, daß uns nur eben Zeit blieb aus dem Wagen zu ſpringen und ihnen in die Zügel zu fallen.

Es gelang auch endlich ſie wenigſtens ſo weit zu beruhigen, daß ſie ſtill ſtanden, aber an ein Weiterfahren war vor der Hand nicht zu denken, da ſie ſich

alle im Geſchirr verwickelt hatten, und ehe wir das in der Dunkelheit löſen und in Ordnung bringen konnten, ertönte ein neues Brüllen der verwünſchten Beſtie, worauf ſie es ärger als zuvor trieben. Der eine kleine Hengſt beſonders begann ſo furchtbar hinten auszukeilen, daß der malayiſche Kutſcher gar nicht mehr in ſeine Nähe wollte; ebenſowenig war dieſer aber zu bewegen, nach dem kaum zweihundert Schritt entfernten Kampong zurück zu laufen und Hülfe von dort herbeizuholen, denn bis jetzt hatten wir alle Hände voll zu thun die Pferde zu verhindern, daß ſie nicht den Wagen ſeitwärts vom Weg abſchoben und zertrümmerten.

Herr Phlippeau redete dabei heftig und ärgerlich in malayiſch auf ihn ein; da er aber ſehr raſch ſprach, verſtand ich nicht, was er ſagte, und halb lachend, halb fluchend wandte er ſich endlich gegen mich und rief:

„Jetzt fürchtet ſich der Eſel vor dem Tiger, den er ſelber jeden Morgen füttert.“

„Dem Tiger?“ —

„Allerdings; ich habe ihn ja neben meinem eigenen Haus in einem Käfig. Das iſt aber ſchon das zweite Mal, daß es mir die Beſtie ſo macht, und ich muß ſie todtſchießen, denn die Pferde wollen mir

Nachts gar nicht mehr in die Nähe der Häuſer und ſcheuen ſchon, wenn der Wind nur von dort herüberweht und ihnen die Witterung zuträgt."

Es gelang uns endlich die Pferde los und frei zu machen, daß der Wagen wenigſtens nicht mehr gefährdet war, und ich ſprang jetzt ſelber nach dem Kampong hinüber, um ein paar der dortigen Einwohner herbeizurufen, damit ſie die Pferde einzeln führen konnten. Wir ſelber wollten natürlich viel lieber die kurze Strecke nach dem Hauſe zu gehen, als daß wir uns noch einmal der Arbeit mit den ſcheuen Thieren unterzogen.

Der Tiger ſchien ſich beruhigt zu haben, kaum aber hatten die herbei gerufenen Malayen die Thiere gefaßt, als das Gebrüll von neuem begann und die kleinen Hengſte toller als je zu ſchnauben und auszuſchlagen begannen. Das aber war jetzt der Malayen Sache, mit ihnen fertig zu werden, wir ſelber ſchritten raſch auf dem breiten, gut gehaltenen Weg den Häuſern zu, und erfuhren am andern Morgen, daß die Eingeborenen wirklich geſtern Abend noch mehrere Stunden gebraucht hatten, um die erſchreckten Pferde in ihre Umzäumung zu bringen.

Herr Phlippeau war aber feſt entſchloſſen die unbequeme Beſtie, die ihm denſelben Streich ſchon ein-

mal gespielt hatte, als er vor einigen Tagen mit seiner Frau zurück nach Hause wollte, abzuschaffen, was eben nicht anders geschehen konnte, als sie todt zu schießen. Der Transport nach Batavia hinab, wo er den Tiger hätte gut genug an eines der heimkehrenden Schiffe verkaufen können, war zu lang und unbequem, auch kostspielig, und ich selber wurde zum Executor bestimmt.

Am nächsten Morgen nahm ich deßhalb meine Büchse und ging zu dem Käfig, oder Kasten, der mitten auf einem offenen Platz, etwa vierzig Schritt von den Häusern der malayischen Diener entfernt, und zwischen diesen und den Wohngebäuden stand. Der Kasten war gar nicht von starker Art und nur aus etwa 4 Zoll starken Stäben von Arenpalmen-Holz gemacht. Dieses Holz eignet sich aber vortrefflich dazu wilde, störrische Bestien zu halten, denn erstens ist es zäh, und dann splittert es, wenn diese hineinbeißen wollen, und sticht sie in das Zahnfleisch, so daß sie selten mehr als einen oder zwei Versuche machen, ihr Gefängniß zu durchbrechen.

Die Malayen selber waren aber sehr froh, als sie hörten daß der Tiger getödtet werden sollte, denn ihrer Behauptung nach hatte er die letzte Nacht so furchtbar gewüthet und an seinem Käfig gerüttelt, daß sie

gefürchtet zu haben ſchienen, er würde ſich wirklich frei machen, und dann ihnen zuerſt einen Beſuch abſtatten, ehe er ſich in ſeinen Wald zurückzog. — Der Tiger mußte jetzt übrigens den Zorn und die Ungeduld, die er die Nacht gefühlt, überwunden haben, denn er lag lang ausgeſtreckt und ruhig in ſeinem Käfig und leckte ſeine Tatzen mit der ſtachligen Zunge.

Es war noch ein junges, vielleicht zweijähriges Thier, ſchlank und geſchmeidig, mit glattem, wundervoll gezeichnetem Fell. Wie ich aber auf ihn zu und dicht an ſeinen Käfig trat, hörte er mit Lecken auf, duckte ſich womöglich noch dichter auf den Boden nieder, legte die Ohren zurück, fletſchte die Zähne und kurrte leiſe und tief, wie ein ärgerlicher Hund. So lag er eine lange Weile — ſeine Augen waren ordentlich grün geworden und leuchteten unheimlich, und wie ich einen Arm nach ſeinem Käfig ausſtreckte, als ob ich ihn berühren wollte, fuhr er plötzlich mit einem wilden Satz und weit geöffnetem Rachen gegen die Stäbe an. Aber er biß, von früher her wahrſcheinlich gewitzigt, nicht hinein, ſondern ſchien ſich damit zu begnügen, mir nur anzuzeigen, daß ihm meine Gegenwart unbequem ſei.

Einige zwanzig Arbeiter vom Platz hatten ſich indeſſen ziemlich dicht um den Käfig verſammelt, und

nur die Frauen wichen scheu zurück, als das gereizte Thier empor fuhr. Der Tiger aber, wie damit zufrieden gestellt, daß er uns seinen Muth und seine Kampfbegier gezeigt, war wieder in seine alte Stellung zurückgefallen, und nur der tückische Blick blieb mir seitwärts zugewandt, als ob er in mir seinen schlimmsten Feind ahnte. Wäre er frei gewesen, so bin ich auch fest überzeugt, daß er mich, vor allen Anderen, angenommen hätte. — So freilich mußte er sich das vergehen lassen; der kleine aber starke Käfig hielt ihn sicher genug.

Der Kasten war in der That kaum breit genug, daß das so geschmeidige Thier im Stande schien sich darin umzudrehen; [illegible] er lag jetzt mit dem Gesicht nach vorn und den Rücken der schmalen Thür zugedreht, die mit einem hölzernen Zapfen verschlossen gehalten wurde, vollkommen bequem zu einem sicheren Schuß.

Da ich ihn noch abstreifen wollte, ehe es zu heiß wurde, zögerte ich auch nicht lange, und ließ die Malayen von der anderen Seite zurücktreten, weil ich nicht wußte, ob meine Spitzkugel, die ich damals noch führte — ich bin auf der Jagd aber vollkommen davon zurück gekommen — nicht doch vielleicht durch den Schädel schlagen und auf der anderen Seite noch

Unheil anrichten konnte. Die neugierigen Burſchen waren aber kaum fern zu halten, ſo wollten ſie alle, ganz in der Nähe, den Tod des Raubthiers betrachten, und wie ich nur wenigſtens vor der Kugel freien Raum hatte, trat ich dicht an den Käfig, hielt dem Raubthier die Mündung des Büchſenlaufs vor das Ohr und drückte ab.

Der Tiger zuckte nicht einmal zuſammen; der halb und tückiſch nach mir gehobene Kopf fiel auf ſeine Tatzen nieder, und die Malayen ſprangen jetzt zu ihm heran. Wie ich ſelber aber nun den Schuß gefeuert hatte, gab ich mein Gewehr dem Nächſten zum Halten, trat hinten an den Kaſten, zog den Pflock heraus und öffnete die kleine Thür. Das aber hatten die Malayen nicht gedacht. Auf den Tiger war allerdings ein Schuß gefallen, aber daß er todt ſei und keinem Menſchen auf der Welt mehr ſchaden könne, wußte ich nur allein, die Malayen ſchienen wenigſtens von einem ſo raſchen und nicht von der geringſten Bewegung begleiteten Tod noch keineswegs überzeugt, und kaum hatte ich die Klappe geöffnet, ja wie ich nur den Pflock herauszog, ſtoben ſie alle in wilder Flucht und mit lautem Geſchrei auseinander und ihren Hütten zu.

Es war ein höchſt komiſcher Anblick, und vergebens mein Rufen, daß der Tiger todt und unſchädlich

ſei. Erſt als ich mich nicht weiter um ſie kümmerte und den Tiger beim Schwanz ergriff, aus dem Käfig zog und anfing ihn abzuſtreifen, kamen ſie wieder ſchüchtern näher und lachten nun ſelber, in ihrer gutmüthigen Weiſe, über ihre Furcht. Keiner aber legte mit Hand an, und ſie ließen mich meine Arbeit ganz allein vollenden. Erſt als ich die Haut vollkommen herunter hatte und mir nun von Einigen dünne Bambusſtäbe bringen ließ, um ſie auszuſpannen und dann in der Sonne raſch zu trocknen, machten ſich ein paar von ihnen daran den Körper aufzuſchlitzen.

Im Anfang wußte ich allerdings nicht, zu welchem Zweck das geſchah, denn daß ſie das Fleiſch des Tigers nicht eſſen, hatte ich ſchon oft beſtätigen hören. Sie nahmen aber auch nur das Herz des Raubthiers heraus, das ſie in kleine Stücke ſchnitten und unter einander vertheilten. Wie ich ihnen noch erſtaunt zuſah, verſchluckten auch ein paar von ihnen ihren Antheil gleich roh an Ort und Stelle, und nur mein letzter Führer auf der Rhinocerosjagd, ein Burſche, der auch nicht einen Funken von Courage beſaß und bei dem Ausreißen vorher der Schnellfüßigſte geweſen, verſchwand mit ſeinem Stück und kehrte erſt nach einigen Minuten ohne daſſelbe zurück.

Er ſollte mir jetzt erklären, was dieſer Gebrauch

bedeute, denn zum Satteſſen hatten ſie das Fleiſch keinesfalls genoſſen, dazu waren die Biſſen zu klein geweſen. Er kam dann endlich, wenn auch etwas verſchämt, mit dem Bekenntniß heraus, daß die Javanen, wenn ſie ein Stück von dem Herzen des Tigers verzehren, auch einen Theil von deſſen Muth bekämen. Raſch ſetzte er aber hinzu, daß er nichts davon gegeſſen habe, das ſolle ich nicht glauben — und dabei ſaß ihm das friſche Blut noch in den Mundwinkeln.

Merkwürdiger Aberglauben, den die Leute haben, nicht wahr? — Und machen wir civiliſirten Chriſten es etwa beſſer, haben wir nicht eine Menge von Dingen, die andere Völkerſchaften für ebenſo unhaltbar und thöricht halten, wie wir jenen Gebrauch? Es iſt und bleibt dieſelbe Geſchichte, und wir wollen nur nicht ſelber eingeſtehen, das wir Alle Balken im Auge tragen.

Thöricht iſt der Gebrauch aber ſchon aus dem Grund, weil die Leute mit dem Stück vom Herzen den Muth des Tigers gewinnen wollen; es giebt nämlich auf der Welt keine, zwar blutgierigere, aber auch feigere Beſtie, als gerade den Tiger. Er reißt Menſchen nieder, ja, aber nur, wenn er ſie aus dem Hinterhalt überfallen kann, nie und nimmer offen und Geſicht in Geſicht. Heimlich ſchleicht er herbei und liegt auf der Lauer, um irgend ein Stück Wild oder

auch vielleicht ein Rind zu erbeuten, aber ſchon das Geräuſch des nahenden Menſchen ſchreckt ihn empor und treibt ihn in die Flucht, und wenn man in Java wirklich von Menſchen hört, die er überfallen hat, ſo ſind es faſt immer nur Frauen und Kinder, an die er ſich gewagt.

Schon ſeine ganze Jagd beweiſt, wie wenig Muth er beſitzt, denn er muß getrieben und umſtellt werden, ehe man ihn zum Schuß bekommen kann, und nur ſchwer verwundet oder in der Verzweiflung ſich überliſtet zu ſehen, nimmt er, wenn er nicht länger fliehen kann, den Kampf an, und dann freilich iſt er ein gefährlicher Gegner, ja vielleicht der gefährlichſte von allen wilden Beſtien, weil ſeine Gewandtheit ſeiner furchtbaren Kraft gleich kommt.

Es iſt vorgekommen, daß ein Tiger eins der kleinen Javaniſchen Pferde aus einer fünf Fuß hohen Umzäunung geraubt hat, ohne den Zaun zu durchbrechen, und er muß es, wenn er nicht damit hinüber geſprungen iſt, doch wenigſtens hinübergehoben haben, wozu kaum vier Menſchen im Stande geweſen wären — und draußen trug er es im Rachen fort. Aber Märchen ſind es auch wieder, wenn man behauptet, daß ein einziger Schlag ſeiner Tatze einen Büffel betäube und zu Boden werfe. Nur wenn er

ihm auf den Nacken ſpringen kann, iſt der einzelne Büffel verloren, und den dortigen bantings oder wilden Rindern mit ihren ſpitzen Hörnern, die ſich ſtets in Trupps halten, ſoll er ſcheu aus dem Wege gehen, und nur wo das ungeſtraft geſchehen kann, auf ein Kalb fahnden.

Es giebt in Java viel Tiger, und man findet ſogar in den Walddiſtrikten hie und da ſogenannte „todte Kampongs", die von den Bewohnern der vielen Tiger wegen früher verlaſſen und deren Stätten von der gewaltigen Vegetation ſchon lange überwuchert wurden, ſo daß nur die früher dort gepflanzten Cocos- und Arecapalmen die Stellen bezeichnen, auf denen ſie geſtanden. Und doch wird von dem Jäger nur in höchſt ſeltenen Fällen, und dann ſelbſt nur durch Zufall, ein Tiger im Wald angetroffen und erlegt, denn der Tiger hält eben nicht Stand. Nur in Gruben wird er gefangen, oder hie und da benutzt auch wohl ein Europäer ein von der Beſtie zerriſſenes und aufgefundenes Stück, um Nachts dabei anzuſitzen und ſie auf dem Anſtand zu erlegen. Alle von den Eingeborenen erbeuteten Felle müſſen dabei an die Regierung eingeliefert werden und der Eigenthümer bekommt dafür eine vom Staat feſtgeſetzte Prämie von früher fünfzehn jetzt zwanzig Gulden.

Der Tiger ſpielt aber, trotz ſeiner Feigheit, bei den Javanen eine große Rolle und beſonders ſeinen Krallen — außer der Wirkung, die das friſch verzehrte Herz ausüben ſoll — trauen ſie noch eine beſondere Kraft zu, oft ſehr zum Aerger der Europäer, die ſich dort angekaufte oder ſonſt gewonnene Felle gern vollſtändig erhalten wollen. Die Eingeborenen ſtehlen nämlich dieſe Krallen, wo ſie ihrer nur irgend habhaft werden können, und auch an dem Fell, das ich an jenem Tag abſtreifte und zum Trocken in die Sonne hing, fehlten ſie ſchon an dem nämlichen Abend ſämmtlich.

Digitized by Google

Negerleben.

Die Menſchen gewöhnen ſich — und es iſt das eine merkwürdige Thatſache — mit der Zeit ſelbſt an das Wunderbarſte, ſo daß ſie es zuletzt nicht einmal der Mühe werth halten, mehr darüber nachzudenken. Wir ſehen die Sonne auf- und untergehen, die Pflanzen keimen und wachſen, das Meer ebben und fluthen — ſehen Winter und Sommer kommen, den Baum aus einem Kern, den Schmetterling aus einer Raupe, den Lieutenant aus einem Wickelkind entſtehen, und bemerken die Verwandlung nicht einmal mehr, die für uns etwas Alltägliches geworden.

So ſtaunen wir auch wohl anfangs neue Erfindungen an und bewundern die Kraft des Dampfes und Elektro-Magnetismus — aber nicht lange, dann benutzen wir ſie und können uns kaum noch denken, daß es eine Zeit gegeben hat, in der ſie nicht gekannt war.

Ebenso geht es mit althergebrachten Gewohnheiten und Sitten. Kommt ein Europäer in ein tropisches Land, so ist er ganz erstaunt, dort auf einmal einer Race zu begegnen, die vollkommen nackt in der Welt herumläuft, und will sich halb todt lachen, wenn sich der König eines fremden Volkes zu ihm auf die Erde setzt und ihn um etwas Tabak anspricht; aber kaum lebt er vier Wochen unter den Leuten, so sieht er weder die Nackten mehr, noch findet er etwas Außerordentliches in der Herablassung Sr. Majestät.

Genau so geht es uns mit der Sclaverei.

Wenn sie noch nie bestanden hätte und ein Mensch sich dann erfrechen wollte, einen zweiten, der eine andere Hautfarbe hat, als er, und nicht ganz so „gebildet" ist, zu zwingen, für ihn umsonst zu arbeiten, während er in der nämlichen Zeit dessen Frau und Kinder an einen Dritten verkaufte, so wären wir außer uns und hielten das mit Recht für eine Scheußlichkeit und Niederträchtigkeit. Jetzt aber sind wir so gewohnt, von Negersclaven und deren Versteigerung zu hören, daß die meisten Menschen bis vor kurzer Zeit gar nichts Absonderliches mehr in der Sache fanden. Ja, in den Ländern, wo die Sclaverei wirklich bestand, wurde sogar das Recht der Weißen, schwarze Sclaven zu halten, in den Schulen gelehrt, und

Geiſtliche entblödeten ſich nicht, die heilige Schrift zu mißbrauchen, um ein ſolches Verbrechen als von Gott ſelber eingeſetzt hinzuſtellen.

Daß wir die Baumwolle theurer bezahlen müſſen, wenn es einmal keine Sclaven mehr giebt, ſteht wohl feſt, denn der Arbeiter verlangt dann ſeinen verdienten Lohn, aber das Rechtlichkeitsgefühl civiliſirter Menſchen hat ſich endlich dahin ausgeſprochen, daß ein wenn auch durch Jahrtauſende geübter Brauch doch ein Mißbrauch und eine Niederträchtigkeit ſein könne, und während in Rußland die Leibeigenen freigegeben wurden, traten in Nordamerika Hunderttauſende unter Waffen, um ihr Vaterland von der Schmach zu befreien, zu den Sclavenſtaaten gezählt zu werden.

Es fällt mir indeſſen hier nicht ein, eine Abhandlung über die Sclaverei, ihre Nichtberechtigung oder Berechtigung zu ſchreiben. Der geſunde Sinn des Volkes hat längſt darüber entſchieden und ſie für ein Verbrechen erklärt — wenn es auch ſelbſt in Deutſchland noch einige Menſchen giebt, die ſie vertheidigen und mit ſchalen Phraſen ihre Exiſtenz als nothwendig darzuſtellen ſuchen. Ich ſelber möchte hier dem Leſer nur eine kurze Schilderung der Zuſtände geben, in denen ich Neger in den verſchiedenen Welttheilen getroffen habe, und eine ſolche Zuſammenſtellung iſt

immer insofern interessant, als sie einen Vergleich zuläßt.

Von der Heimath der Neger will ich nicht reden. Leute, die mit deren Vaterland genau vertraut sind, haben das schon viel besser gethan, als ich es im Stande wäre. Nach Allem aber, was man von ihnen hört und sieht, scheint es, daß sie dort, wo sie mit den Weißen noch nicht in nähere Berührung kamen, wie das auch bei den Indianern der übrigen Welttheile der Fall ist, harmlos und gastfrei sind und eben nicht mehr arbeiten, als sie zu ihrem Lebensunterhalt brauchen.

Dann kommen die Europäer zu ihnen. Portugiesische Sclavenhändler durchziehen das Land, die Gier nach Reichthümern wird in ihnen erregt, alle Leidenschaften werden wachgerufen und zu Verbrechen gesteigert, und dann werfen sich die Weißen in die Brust und sagen: „Was für thierische Völker sind das! Kann sie Gott der Herr für etwas Anderes erschaffen haben, als den Weißen durch ihre Körperkraft zu dienen?“

Wir wollen uns diese thierischen Völker betrachten, wie sie in anderen Ländern der Erde leben, wohin sie aber nur durch die Weißen selber gebracht wurden.

Die eingeborenen Afrikäner sind nämlich keine seefahrende Nation, woran auch vielleicht die ungünstige Beschaffenheit ihrer Küsten die Schuld trägt. Nur die ihnen zunächstliegenden wenigen Inseln haben sie bevölkert und sie entweder ganz besetzt, oder sich mit den Ureinwohnern vermischt, wie z. B. auf der Westküste von Madagascar.

Daß die Eingeborenen Australiens eine Mischlingsrace von Aethiopiern und Malayen sein sollten, ist nur eine Phantasie Blumenbach's. Die australischen Schwarzen sind ein unzweifelhafter Urstamm, und nie hat ein Aethiopier oder Neger deren Küsten, außer auf einem Schiffe der Weißen, betreten.

Auch im ostindischen Archipel, ja selbst in dem ihnen gegenüberliegenden Arabien finden wir keine Spur von ihnen als freien Einwanderern. Sie sind nur als Sclaven dort hinüber geschleppt, während sie von den an ihren Küsten landenden Abkömmlingen der kaukasischen Race weiter und weiter in das innere Land zurückgedrängt wurden.

Wenn sie aber nicht selber zur See gehen wollten, so gab man ihnen Passage, und die Spanier und Portugiesen, nachdem sie in Amerika die gutmüthigen Indianer unter dem Vorwand, ihre Seelen zu retten, erschlagen oder zu Tode geknechtet hatten, mußten

ſchon Sclaven dort hinüber führen, um die Arbeit zu thun, die das faule Seeräubergeſindel nicht ſelber verrichten mochte.

Nordamerika folgte, und wie ſich der Reis-, Baumwollen- und Zuckerrohrbau als ergiebig zeigte, ſchaffte man Neger dort hinüber, die nicht allein die Felder beſtellen mußten, ſondern auch einen einträglichen Handelsartikel bildeten.

Die Sclaven werden nun überall, wo man ſie hält, nur in ſeltenen Fällen wirklich ſchlecht behandelt, denn es liegt im eigenen Intereſſe des Beſitzers, ſie geſund und bei Kräften zu erhalten. Sie dürfen deshalb ebenſowenig, wie ein Pferd oder Stier, überarbeitet werden, und die Hauptkunſt eines ordentlichen „Sclavenzüchters" beſteht darin, ſo viel Arbeit aus ihnen herauszubekommen, als ſie leiſten können, ohne ſie dabei zu ſchädigen.

Es giebt Ausnahmen — ich kenne auch ſelbſt aus den Vereinigten Staaten Beiſpiele von boshafter, ausgeſuchter Grauſamkeit — Geſchichten, wie ſie ſelbſt Mrs. Beecher-Stowe nicht ſchlimmer erdacht hat, die doch das Mögliche darin leiſtete, aber es ſind das doch nur Ausnahmen. Im Ganzen hatten ſie ihre beſtimmte Arbeitszeit und ihre ihnen angemeſſene Koſt, auch die nöthige Kleidung, und die meiſten

Herren gaben ihnen auch noch einen Gartenplatz, um darin für ſich ſelber zu arbeiten. Die Vertheidiger der Sclaverei ſagen nun: „Was will ſo ein Neger mehr? Iſt er nicht viel beſſer daran, als unſere deutſchen Armen, die, wenn ſie krank und elend werden, verhungern können, ohne daß ſich ein Menſch um ſie bekümmert? Der Herr muß ſeinen Sclaven erhalten, auch wenn er nicht arbeitet.“

Das iſt wahr, und die gezwungene Arbeit bleibt das geringſte Elend der Sclaven — das furchtbarſte iſt der Verkauf.

Eine Negerfamilie hat über Tag ihre Arbeit gethan, ihr Herr iſt gut und milde mit ihnen, ſie werden freundlich behandelt, aber — er liegt krank in ſeinem Haus. Wenn er morgen ſtirbt, wird das Gut mit ſeinem Inventar, zu dem die Sclaven gehören, verkauft, und was wird dann aus ihnen? Jetzt noch ſitzen Vater und Mutter mit ihren Kindern beiſammen — wie lange noch? Die Geſetze verboten freilich, daß in den Staatsauctionen die Familien getrennt wurden; aber wer kaufte die Neger auf den Auctionen? Nur herumreiſende Yankees, denn kein anſtändiger Südländer würde ſich zu dem ſchmutzigen Geſchäft eines Sclavenhändlers hergegeben haben; nur dieſe Menſchenclaſſe, die der freie Norden und dort haupt-

sächlich der kleine Complex der eigentlichen Yankeestaaten, Massachusets, Connecticut und Vermont liefert. Die aber machten sich auch kein Gewissen daraus, Familien zu trennen und das Weib von dem Gatten, Kinder aus dem Arme der Eltern zu reißen. Es war einmal ihr Geschäft, für das ja auch sogar mancher deutsche Gelehrte seine Lanze einlegte und, wenn auch unbewußt, seine Rechtmäßigkeit vertheidigte.

Das ist das Furchtbare im Leben des Negersclaven, daß er nie und zu keiner Stunde seiner eigenen Familie sicher ist, daß er, wenn er sein Kind auf den Arm nimmt und es herzt und küßt, nicht weiß, ob nicht schon morgen ein frecher, tabakkauender Weißer, von den Gesetzen beschützt, den Arm danach ausstreckt und er es nie, nie wiedersieht. Fragt die Aermsten unserer Armen, fragt die unglücklichen Erzgebirger, die sich in ungünstigen Jahren von faulen Kartoffeln nähren und nicht einmal genug von der Nahrung haben, ob sie mit ihm tauschen möchten!

Aber sonst geht es den Negern gut.

Es ist gerade so, als ob ich von einem Menschen sage: „Er hat freilich die Schwindsucht — aber sonst geht es ihm gut.“

Ein glücklicher Leichtsinn half dem Volk übrigens das oft Unerträglichste wirklich zu ertragen. Ja, man

hörte wohl dann und wann einmal von dem Selbſtmord einer Mutter, der man ihr Kind geraubt und die ſich in den Strom geſtürzt; auch hat dann und wann ein junger Burſch aus thörichter Eiferſucht einen Aufſeher erſchlagen und iſt natürlich deshalb gehangen worden. Aber war das nicht Wahnſinn, mußte er denn nicht wiſſen, daß die Sclavinnen alle Eigenthum ihres Herrn ſind, und keines der Mädchen dem Aufſeher oder nigger-driver eine kleine Gefälligkeit weigern konnte, wenn ſie nicht die Hölle auf Erden haben wollte?

Wie vergnügt die jungen Leute trotzdem zur Arbeit gingen! Es lag ihnen einmal im Blut, und wenn man ſie ſo zuſammen ſchwatzen und lachen hörte, hätte man kaum glauben können, daß eine einzige Sorge ihr Leben trübe?

Der Neger hat ungemein viel Sinn für das Komiſche und Niemand in der Welt kann herzlicher und lauter lachen, als ein Neger. Ihr Jaw! Jaw! Jaw! hört man oft unglaubliche Strecken weit, und ſie biegen ſich dabei zurück und zeigen ein paar Reihen von Zähnen, die an blendender Weiße Nichts zu wünſchen übrig laſſen. Muſik und Tanz lieben ſie ebenfalls leidenſchaftlich, und das einfachſte Inſtrument genügt, um eine ganze Plantage auf die Füße zu brin-

gen. Oft und oft habe ich die Arbeiter bewundert, die an der Levée von New-Orleans die ſchweren Baumwollenballen und Zucker- „hogsheads“ an Bord der Schiffe wälzen. Beſonders das letztere Geſchäft treiben ſie ſyſtematiſch.

Es giebt nämlich kaum eine ſchwerere Arbeit, als ſolch ein großes Zuckerfaß zu rollen, denn es iſt nie vollſtändig gefüllt. Der ſchwere Zucker fällt dadurch fortwährend nach unten, ſo daß ſtets das ganze Gewicht gehoben werden muß. Je ſchwerer die Arbeit aber, deſto lauter und luſtiger geht es dabei zu, und man ſoll nur einmal die acht Mann, die gewöhnlich zu einem großen Faß gebraucht werden, ſehen, wie ſie dabei hüpfen und ſpringen und im Tact ein munteres Lied ſingen. Wie am Bord der Schiffe bei ſchweren Arbeiten, macht auch hier Einer den Vorſänger, der irgend eines ihrer oft ſchwermüthigen, oft ausgelaſſenen Negerlieder ſingt, in das dann, beim Ende eines jeden Verſes, der Chor in lauter jubelnder Luſt einfällt. Aber noch nicht genug, der Vorſänger iſt auch zugleich Vortänzer, und während er jetzt mit triefender Stirn gegen die ungefüge Laſt anarbeitet, ſpringt er plötzlich zurück, tanzt, während er die zwei letzten Strophen ſeines Verſes ſingt, um die Arbeitenden und das Faß her, und wirft dann mit

dem Refrain ſeine Schulter wieder gegen das rieſige Hogshead.

So finden wir ſie in den Sclavenſtaaten, während ſie in der Freiheit ganz andere, viel geſetztere Menſchen werden und ihrer Arbeit mit großem Eifer, aber weit ruhiger obliegen, den fröhlichen leichtherzigen Sinn aber auch da nicht verleugnen.

In den nördlichen Staaten der Union leben Tauſende und Tauſende von freien „Farbigen", wie ſie ſich dort ſelbſt bezeichnen, denn ſie ſetzen eine Ehre darin, nicht etwa Schwarze oder gar Neger und noch ſchlimmer Nigger genannt zu werden, da das Wort Nigger eins ihrer eigenen und ärgſten Schimpfworte iſt. Sie belegen ihre Race auch deshalb nur mit dem Namen coloured people oder farbiges Volk, und der Unterſchied zwiſchen ihnen und den Weißen wird mit a white lady und a coloured lady oder a white gentleman und a coloured gentleman ausgedrückt.

Nun fand man ſie allerdings in vielen Gewerken vertreten; ſehr ſelten wird man aber einen der Race als Drechsler, Blechſchmied, Uhrmacher ꝛc. antreffen, ſelbſt Kaufleute und Händler wurden ſie nur in Ausnahmsfällen. Dagegen monopoliſirten ſie ſchon früher in allen nordiſchen Städten Amerikas ſowohl, wie

ſelbſt im Süden die ſogenannten barbershops oder Barbierläden, in denen auch ſtets zugleich friſirt wird. Sämmtliche Köche und Kellner in den großen Hotels, Oystershops und anderen Anſtalten ſind ebenfalls „coloured men“ und keine Muſikbande beſteht faſt von den Canadiſchen Seen nieder bis zum Cap Horn an der Südſpitze des Feſtlandes, wo nicht ein Neger oder Mulatte die große Trommel ſchlüge oder Cymbeln und Triangel bearbeitete.

Auch an Bord von Schiffen ſind ſie meiſt Köche und Stewards, ſeltener Matroſen, nie aber konnten ſie als Steuermann fahren und können es wahrſcheinlich noch nicht, denn kein weißer amerikaniſcher Matroſe würde ſich von ihnen etwas befehlen laſſen.

Merkwürdig iſt überhaupt die grenzenloſe Verachtung, mit welcher die farbigen Leute, ſelbſt in ihren lichteſten Abkömmlingen, von den weißen Nordamerikanern behandelt wurden, ehe ihre Emancipation erklärt war. Sie hatten im Theater ihre beſtimmten Plätze, auf der Eiſenbahn ihre beſonderen Wagen, ſie mußten in den Straßen jedem Weißen ausweichen, wenn ſie ſich nicht augenblicklicher Züchtigung ausſetzen wollten, und nur in neuerer Zeit ſcheint man den Verſuch gemacht zu haben, ſie in Allem den weißen Bürgern der Union gleichzuſtellen, ja ihnen

ſogar das Stimmrecht zu verleihen, und es bleibt abzuwarten, wie lange das gut thut. Es wird aber ſehr ſchwer ſein, die alten Vorurtheile ſo mit einem Mal zu beſeitigen, denn der Weiße haßte nicht allein den Neger — das hätte ſich ändern laſſen —, nein er verachtete ihn auch, und ein derartiges Gefühl iſt unendlich ſchwer in Achtung zu verkehren. Geſchah doch ſogar das Außerordentliche vor einigen Jahren in einem der erſten Hotels Bremens, einer deutſchen Stadt, wo ein Violinenvirtuos, ein Mulatte und ein durchaus gebildeter junger Mann, die Tafel auf Geheiß des Wirthes verlaſſen mußte, weil die dort das Haus zahlreich frequentirenden amerikaniſchen Schiffscapitaine drohten, das Hotel in Verruf zu erklären, wenn der Nigger nicht entfernt würde.

Jetzt iſt die Sclaverei im Norden aufgehoben, und das einzige Land des amerikaniſchen Continents, wo es noch (außer in einem kleinen Theile Guianas) Negerſclaven giebt, iſt Braſilien. Dorthin wird auch noch — trotz aller dem entgegenlaufenden Geſetze — ein lebhafter Negerhandel von der afrikaniſchen Küſte getrieben. Man ſcheint übrigens die Sclaven in Braſilien — ſo weit ich nämlich darüber urtheilen kann, — ziemlich gut zu behandeln, und die Regierung thut auch ihr Möglichſtes der Verbreitung der Sclaverei

entgegenzutreten. Verbietet man doch ſogar den deutſchen Coloniſten dort Sclaven zu halten. Die Neger verleugnen aber auch dort ihr leichtes Blut nicht und verrichten die ſchwerſten Arbeiten unter Singen und Lachen. So ſah ich einſt vier Neger ein Pianino in Rio-Janeiro durch die Straßen tragen, und zwar auf ganz eigenthümliche, dort aber ſtets gebräuchliche Weiſe. Sie trugen das ziemlich ſchwere Inſtrument an den vier Ecken auf den Köpfen, und keuchten nicht etwa ihren Weg entlang, ſondern tanzten. Einer von ihnen hatte eine Art von Caſtagnetten, mit denen er den Tact angab, und während ſie mit lauter, jubelnder Stimme und außerordentlich vergnügten Geſichtern eines ihrer tollen Lieder ſangen, tanzten ſie dabei im wahren Sinn des Worts auf dem breiten Trottoir hin und verdrehten ihre Körper in der wunderlichſten Art.

In ſämmtlichen Republiken des amerikaniſchen Continents ſind die Negerſclaven freigegeben, denn mit Recht hielten es die damaligen Geſetzgeber einer Republik für unwürdig, alle Menſchen frei und gleichberechtigt zu erklären, und doch dabei die eine beſtimmte Race in Banden und Knechtſchaft zu halten. An der ganzen Weſtküſte Amerikas, wie auch in den La Plata-Staaten, giebt es, dem Geſetz nach, keinen

Sklaven mehr. Wo aber wäre ſchon ein Geſetz gegeben worden, das nicht der Eigennutz und die Habgier der Menſchen zu umgehen und kraftlos zu machen gewußt!

Das Geſetz in Ecuador und Peru ſagt ausdrücklich, daß dort kein Neger mehr als Sclave gehalten und verkauft werden darf, und doch geſchieht Beides noch bis zu dieſer Stunde, wenn auch in beſchränktem Maße, aber noch dazu vor Gericht und von den Geſetzen unterſtützt. Das Wie? iſt leicht erklärt. Die Neger ſind Alle frei, aber — Contracte haben, zwiſchen Arbeitgeber und Arbeiter, volle Gültigkeit. Die Neger ſind, wenn nicht zur Arbeit gezwungen, ziemlich faul, und Viele von ihnen auch dem Trunk ergeben. Haben ſie gar kein Geld mehr, ſo arbeiten ſie, und Weiße finden ſich überall, die ihnen Vorſchuß geben. Hat der Neger aber von einem Weißen erſt einmal Vorſchuß bis zu einer Höhe von vierzig Dollars erhalten, dann kommt der Gläubiger zu den Schwarzen und ſagt: „Hör' einmal, lieber Freund, das geht nicht mehr. Was Du mir ſchuldig biſt, kannſt Du allerdings nach und nach abarbeiten, aber Du mußt mir jetzt hier dieſen Schein unterſchreiben, daß ich vierzig Dollars an Dich zu fordern habe und Du mir dafür ein Jahr dienen willſt. Was Du indeſſen brauchſt,

geb' ich Dir." Der Schwarze unterschreibt nun den Schein und tritt in den Dienst des Weißen, dessen Sclave er von dem Augenblick ist, denn in nur sehr seltenen Fällen wird er wieder frei. Was er nämlich indessen an Kleidern und Schuhwerk braucht, oder an Branntwein haben will, giebt ihm sein neuer Herr bereitwillig, zu von ihm selbst festgestellten Preisen, und sorgt dadurch schon dafür, daß er bis zum Ende des Jahres wieder die alten vierzig Dollars Schulden hat.

Auch ein förmlicher Verkauf ist dabei nicht ausgeschlossen, wenn dieser auch unter einem anderen Namen stattfindet. Ein Anderer zahlt nämlich dem Gläubiger die Schuldsumme vor Gericht, und eine Kleinigkeit mehr privatim, wenn verlangt, und der Sclave — wechselt seinen Herrn.

In Ecuador haben sich die befreiten Sclaven meist in das niedere Land gezogen und dort ganze Districte besiedelt. In den mächtigen Niederungen, besonders an den Ufern der verschiedenen Ströme, sind förmliche Niederlassungen von ihnen gegründet, und man kann dort tagelang reisen ohne einen anderen Menschen als einen Neger oder Mulatten zu treffen. So fand ich am Cachavi (einem kleinen Strom, der sich in den Santiago ergießt und durch diesen mit dem

Pailon in Verbindung ſteht) eine völlige kleine Negerrepublik. Sie hatten dort einen ſchwarzen Alcalden und ſchwarze Beamte und nur ein einziger weißer Händler, ein Italiener, lebte zwiſchen ihnen.

So war es an der ganzen Weſtküſte aufwärts, während auch im Süden die Ufer des Guajaquilſtroms meiſtens von Schwarzen beſetzt und bebaut waren, die dort Platanare- und Cacaopflanzungen angelegt hatten, während die Weißen den Handel zwiſchen ihnen vermittelten.

Anders ſtellte ſich das Verhältniß in Peru, wo es kein niederes ſumpfiges Land giebt, das ihnen, wie in den nördlicheren Staaten, allein überlaſſen blieb. Dort halten ſich die Schwarzen in der Nähe von Lima, oder ſelbſt in der Stadt auf — eben nicht zum Nutzen der öffentlichen Sicherheit — und es giebt kaum ein frecheres, vorlauteres Volk in der weiten Welt, als dieſe freigeſprochenen Neger Perus. Ganze Vorſtädte bevölkern ſie dort, und während die Regierung die jungen Leute meiſt unter die Soldaten ſteckte, ſind doch noch genug übrig geblieben, um die Straßen unſicher zu machen. Nicht mit Unrecht legte man nämlich den Schwarzen einen großen Theil jener Straßenräubereien zur Laſt, die in der unmittelbaren Nähe Limas verübt wurden und ihren Höhepunkt er-

reichten, als die Todesstrafe aufgehoben wurde. Die Gefängnisse waren nämlich so beengt, daß man die Verbrecher gar nicht alle darin unterbringen konnte, und es ist wohl nicht blos eine Fabel, wenn die Peruaner behaupten, daß man damals, wenn die Zellen gefüllt waren und neue Sträflinge eingeliefert wurden, die hinausließ, die am längsten gesessen hatten. Erst als Präsident Castilla im Jahre 1860 die Todesstrafe nothgedrungen wieder einführte und zugleich ein riesiges Zellengefängniß mit furchtbaren Behältern im Bau begann, nahmen die Verbrechen etwas ab, wenn sie auch nicht ganz aufhörten.

Und tragen die Schwarzen allein an diesen Verbrechen die Schuld? Ich glaube kaum. Befreite Sclaven nur waren es, die das gewonnene Gut, ihre Freiheit, misbrauchten, weil sie nie gelernt hatten es zu schätzen, und wahr ist das Wort:

> Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht —
> Vor dem freien Menschen erzittere nicht.

Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, wenn wir noch von manchem Misbrauch hören sollten, den die Neger in Nordamerika von ihrer Freiheit machen. Es ist leicht, aus einem Sclaven einen freien Menschen, aber entsetzlich schwer, aus einer rohen arbeitenden Kraft plötzlich und mit einem

Schlag einen civiliſirten und vernunftbegabten Staatsbürger zu machen.

Unverhältnißmäßig wenig Neger giebt es, zum großen Glück für die dortige Bevölkerung, in Auſtralien, was aber nur zufälligen Umſtänden zu verdanken iſt.

In Nordamerika waren die kriegeriſchen Eingeborenen nicht zur Arbeit zu zwingen, und zogen ſich, durch ihr Terrain begünſtigt, weiter und weiter in ihre Wälder zurück; ebenſo in Braſilien. In den übrigen ſpaniſchen Colonien, wo jene Piraten, die auf ihren verſchiedenen Raubzügen die Länder nach und nach entdeckten, von fanatiſchen Prieſtern angeſtachelt, Millionen unſchuldige Menſchen unter dem Vorgeben erſchlugen, ihre Seelen zu retten, rotteten ſie die Bevölkerung aus. In allen dieſen Ländern mußte der Sclavenhandel die fehlenden Arbeiter erſetzen. Nicht ſo in Auſtralien, das von England aus nur als Verbrechercolonie in Beſitz genommen, und durch hinübergeſandte Sträflinge zuerſt coloniſirt wurde. Dort brauchte man keine Sclaven, denn die Kettengänge der verurtheilten Verbrecher verrichteten ſo lange die Arbeit, bis freiwillige Einwanderer, durch den Reichthum des Landes angelockt, ihre Plätze einnahmen. So kommt es denn, daß ſich dort nur ſehr

wenig Neger aufhalten, und es sind das fast nur einzelne, von Schiffen entlaufene Matrosen. Ja selbst diese hielten sich in den Städten auf und mieden, nach einigen verunglückten Versuchen, das innere Land, wo sie bald fanden, daß selbst ihr Aufenthalt dort mit Lebensgefahr für sie verknüpft sei, da ihnen die Australischen Schwarzen erbittert nachstellten.

Merkwürdig ist der Haß der Mulatten und Quadronen gegen die Neger, deren Stamm sie doch entsprossen. Wie der Wolf keinen grimmigeren Feind in der Welt hat, als den Wolfshund, wie der Renegat kein Volk so hart bedrückt, als seinen eigenen Stamm, so haßt der Mulatte selbst den Weißen, der ihn unter die Füße tritt, nicht so bitter, wie seine eigene schwarze Verwandtschaft, und die grausamsten und unerbittlichsten Sclavenaufseher oder niggerdriver der ganzen Welt sind überall die Mulatten selber.

Besonders hat sich das auch in dem Befreiungskrieg von Haiti gezeigt, wo die Mulatten die entsetzlichsten Grausamkeiten gegen die eigentlichen Neger begingen, und wieder ihrerseits von diesen auf das Bitterste verfolgt und, wo es anging, vernichtet wurden.

Der Charakter der Negerrace ist im ganzen gutmüthig, denn bei nur einigermaßen freundlicher Be-

handlung ſind ſie leicht bei guter Laune und willig zu jeder Arbeit zu erhalten. Viel religiöſer Sinn liegt nicht in ihnen, wo ſie ſich aber einmal in dieſe Richtung werfen, da werden ſie auch leicht fanatiſch, beſonders die Frauen, und neigen dann meiſt zu den Secten, deren Religionsübungen in den lauteſten Ausbrüchen ſtattfinden, wie z. B. die Methodiſten in Amerika. Dieſe haben in der That die meiſten Anhänger unter den Schwarzen, und einer ſolchen Andacht beizuwohnen, wenn der „Geiſt" über die Betenden kommt und ſie zu raſen anfangen, wenn ſie ſtampfen, ſpringen, ſchreien und ihre eigene ſcharfe Ausdünſtung dabei den geſchloſſenen Raum erfüllt, iſt das Haarſträubendſte, was man ſich auf der Welt denken kann.

Dabei lieben ſie Putz und helle Farben. Die Frauen beſonders kleiden ſich am liebſten in Weiß und Hellgelb und es ſteckt wirklich etwas vom Affen in ihrer Natur, wenn man ſieht, wie gewiſſenhaft der freie Schwarze die Moden der Weißen nachahmt, und wie komiſch er ſich darin bewegt.

Nehmen wir ein Bild aus der Zeit vor Aufhebung der Sclaverei. Ein alter, würdiger gelbbrauner Gentleman mit vollkommen weißwolligem Haar, der in ſeiner Jugend vielleicht auf irgend einer

südstaatlichen Pflanzung Baumwolle pflückte, später als Steward auf einem Dampfboot mit furchtbar gescheiteltem Haar eine Serviette unter dem Arme herumtrug, um sich im reiferen Mannesalter hinter den gestreiften Barbierpfahl der schönen Kunst zurückzuziehen, hat sich endlich zur Ruhe gesetzt und ordentlich rührend ist die steife Ehrbarkeit, mit der er jetzt seinen schwarzen Frack, weiße Hosen, ein großes, schneeweißes Jabot, riesige Vatermörder und eine vergoldete Dose trägt.

Dort kommen zwei schwarze Damen Broadway herunter. Es ist Sonntag Nachmittag, die eine Dicke — mit einer Statur, mit der sie auf jeder deutschen Messe als „Kolossdame" ihr Glück machen könnte, — ist in ein weißes, ausgeschnittenes Mousselinkleid gehüllt, das ihre Reize mehr verräth, als verbirgt — Sie trägt dabei eine goldene Kette, riesige Ohrringe, Broche, Gürtelschnalle, Armbänder, Ringe, kurz einen wahren Juwelierladen von Offenbacher Arbeit, einen weißen Seidenhut mit sämmtlichen Landesfarben der Welt, und einen orangegelben chinesischen Shawl. Die junge Dame aber, die sie bei sich hat, ein junges Ding von noch kaum siebenzehn Jahren, voll und schlank gebaut, nur von Rabenschwärze und mit etwas zu sehr aufgeworfenen Lippen, aber prachtvollen Zäh-

nen und ein paar wahren Gluthaugen, geht ebenfalls weiß gekleidet und noch dazu höchst kokett mit weißen Rosen in dem wulstigen Wollhaar, das in unzählige kleine Zöpfe geflochten ist.

Ihnen begegnet ein junger Stutzer — ebenfalls „couleurt." Er war Steward in einem der ersten Hôtels Philadelphias und ist jetzt nach New-York gekommen, um hier ein „Engagement" zu suchen. Er geht à quatre épingles gekleidet, ordentlich carrikirt modern, mit hellblauer, kaum fingerbreiter Cravatte, veilchenblauen Glacéhandschuhen, Glanzstiefeln, großcarrirten, sehr engen Pantalons, hellblauem Frack mit gelben Knöpfen, weißer, gestickter Weste, Tuchnadel, Hemdknöpfen, Uhrkette und Berloques, kurz mit Schmuck behangen, wie ihn bei uns nur ein jüdischer Weinreisender trägt. Ein kleines Rohrstöckchen mit Elfenbeingriff, ein gekrümmtes Knie vorstellend, hält er an die dicken Lippen und betrachtet musternd die ihm Begegnenden. Da fällt sein Blick auf das ungleiche Paar.

„By Golly!" ruft er entzückt aus, „Missus Nelson and the lovely blossom Miss Sarah Mary!" (Madame Nelson und die liebliche Blüthe Fräulein Sarah Mary.)

„Oh, Looord a Massy," sagte die alte würdige

Dame mit einem tiefen Grundbaß, indem ſie erſtaunt mitten im Weg ſtehen bleibt und beide Hände — von denen die eine den Sonnenſchirm, die andere den „Strickbeutel" hält, erſtaunt emporhebt, „Mr. Brown in New-York." Die junge Dame lächelt verſchämt und zeigt zwei Reihen wundervoller Zähne und ein paar verführeriſche Grübchen in den Backen. Mr. Brown iſt ganz befangen von der aufgeblühten Knospe, die er ſeit Jahren nicht geſehen. Er behält den Hut in der Hand.

„Bitte, bedecken Sie ſich, Mr. Brown," ſagte die Dame, „Gemmen always do." (Die Herren thuen das immer.)

Mr. Brown gehorcht, aber noch immer wie in einem Traum. Dabei vergißt er die für Einen ſeiner Race ſtets nöthige Aufmerkſamkeit in der Straße.

Ein junger Patricier kommt des Weges; er iſt elegant, aber nachläſſig gekleidet, ſein Geſicht ſieht verlebt und unzufrieden aus. Er ſcheint nicht beſonders guter Laune; ſeine Stirn iſt in Falten gezogen: plötzlich ſtößt er gegen den ent- und verzückten Mr. Brown aus Philadelphia an.

„Kannſt Du nicht aus dem Weg gehen, verdammter Nigger!" und ein Fauſtſchlag ſchleudert den Unglücklichen aus ſeinem Himmel und von dem Trottoir

hinab, daß ihm der Hut vom Kopf und der Stock mit dem Elfenbeinknie aus der Hand fällt.

„Loooord a Massy!“ haucht die alte würdige Dame wieder in tiefer Entrüſtung, aber mit nur halblauter Stimme, und der unglückliche Mr. Brown wagt gar keine Entgegnung und hebt nur beſtürzt ſeine Habſeligkeiten wieder auf. Er weiß recht gut, daß alle Weißen in Sicht bei der geringſten Widerſetzlichkeit über ihn herfallen und ihn mit Händen und Füßen mißhandeln würden. Klagen? bei wem?

„No dammage done“ (kein Schaden verurſacht), lacht ein Irländer, der gerade ſehr vergnügt mit ſeiner „dray“ oder ſeinem Karren vorüberfährt.

Es waren das tägliche Scenen in New-York und ſind es vielleicht noch, denn das Volk, was auch die Regierung für Geſetze erläßt, wird ſich ſchwer daran gewöhnen können, dem „Nigger“ eine Gleichberechtigung mit ſich ſelber zuzugeſtehen.

Dadurch bleiben ſie auf ſich ſelber angewieſen — eine verachtete Claſſe in einer ihnen fremden Welt, ſelbſt wenn ſie ſich, wie das gar nicht etwa ſelten geſchieht, zu Wohlſtand und ſelbſt Reichthum hinaufarbeiten.

So beſuchte ich einſt das Haus eines alten, ſehr reichen Mulatten, der am Falſe River in Louiſiana

eine große Plantage und ſelbſt viele Sclaven hatte. Ich wollte einen von dieſen von ihm miethen und wurde von der chamber maid oder dem „Kammermädchen", das mir die Thüre öffnete, in das untere, hohe und luftige „Parlour" gewieſen.

Welch ein Unterſchied: die Stammesgenoſſen des alten Herrn wohnten da draußen in kleinen, dürftigen Negerhütten, ihre Kleidung war ein weißbaumwollener Kittel, ihre Nahrung die gewöhnliche Negerkoſt: Speck und Syrup — und hier?

Das Zimmer war mit einer rothen, geſchmackvollen Tapete ausgeſchlagen. Gepolſterte Divans und Fauteuils ſtanden darin umher und Mahagonymeubles. An den Wänden hingen — allerdings nicht gerade von den erſten Künſtlern gemalte — Bilder alter, würdiger Herren und Damen aus der Familie, mit ſchwarzbraunen Geſichtern und Wulſtlippen, aber in höchſtem Staat und Glanz — es ſchien der Ahnenſaal zu ſein — und auf dem einen Divan und in dem einen Fauteuil lehnten zwei gelbbraune Damen von etwa zwei- und ſechsundzwanzig Jahren in einem ſehr loſen, aber ſehr ſauberen Morgenanzug — die erhitzten Geſichter komiſcher Weiſe dicht mit weißem Puder beſtreut, um die transpirirte Feuchtigkeit abzutrocknen. Sie empfingen mich aber mit Grazie, und der alte

Herr, der bald darauf eintrat, machte das Geschäft mit mir in wenigen Minuten ab.

Es war ein Mann von — wie man ihn dort taxirte — etwa hunderttausend Dollars Vermögen, aber dennoch durfte er nicht wagen, sich in irgend einem Hôtel mit an den Tisch zu setzen, oder — wenn er einmal das Dampfboot nach New-Orleans benutzen wollte — auf diesem in der Cajüte zu fahren. Er mußte im Zwischendeck bleiben, wohin die „Niggers" gehörten.

Wie wunderbar ist überhaupt die ganze Race über den Erdboden zerstreut! In der Heimath, unter ihren kleinen Fürsten, deren Geldgier die Weißen erregt haben, geknechtet, gehetzt, eingefangen und an die Fremden verkauft, arbeiten sie in einigen Ländern unter der Peitsche ihres Aufsehers, während sie in anderen, der eigenen Heimath entfremdet, als unabhängige Menschen leben dürfen — und wie benutzen sie diese Freiheit?

Der Stamm Israels, auf ganz ähnliche Weise in der Welt zerstreut, macht einen anderen Gebrauch davon. Die Mehrzahl weiß, daß sie, nicht zu der bevorzugten Kaste gehörend, nie durch sich selbst, nur durch den Erwerb herrschen kann, und wirft ihre ganze Fähigkeit auf diesen Zweig. Der Neger nicht. Er

hat keinen Sinn für Wiſſenſchaften, kein Geſchick für den Handel, und was er ſich verdient, geſchieht mit ſchwerer Arbeit oder eiſernem Fleiß. Allerdings haben wir einige Ausnahmen, wie z. B. Ira Aldridge und einige Wenige, die ſich wirklich der Kunſt gewidmet, aber ſie ſtehen viel zu vereinzelt da, um auch nur zu zählen.

Wo wir in Europa Neger oder ihre Abkömmlinge zu ſehen bekommen, ſind es entweder in Livrée geſteckte herrſchaftliche Diener, Kunſtreiter, oder Geſindel, das ſich auf den Meſſen und Märkten herumtreibt, um dort entweder die große Trommel zu ſchlagen oder ſich als Indianer in den Buden für Geld ſehen zu laſſen.

Der Neger lernt dabei leicht eine fremde Sprache, aber nie rein, und beſonders ſcheint ihn der Buchſtabe R darin zu ſtören, während dagegen die Indianerſtämme, z. B. die auſtraliſchen Schwarzen, ein ganz unerklärbiges Gehör für einen fremden Klang haben und vorgeſprochene Sätze auf das Genaueſte nachſprechen.

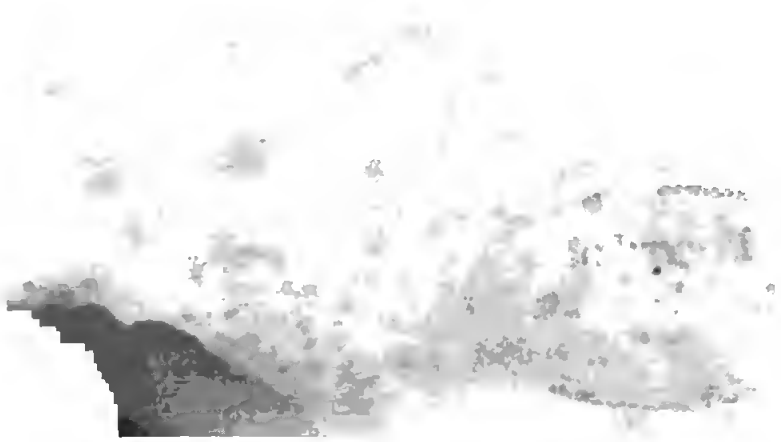
Vollkommen ungerecht wäre es aber, dem Stamm der Neger, wenn ſie bis jetzt auch noch nicht gerade viel darin geleiſtet haben, alle geiſtigen Fähigkeiten abzuſprechen, denn wenn wir gerecht ſein wollen, müſſen wir immer annehmen, wie wenig Gelegenheit ihnen bis jetzt geboten wurde, ſich zu entwickeln.

Selbst wo man sie freigegeben hat, hörten sie nie auf, einen untergeordneten Stamm zu bilden, und wo man ihnen wirklich ein eigenes und freies Terrain anwies, um einen eigenen und selbstständigen Staat dort zu bilden, oder wo sie sich das selber nahmen, wie in der Negercolonie in Liberia oder auf Haiti, war es immer nur wieder ein heißes, tropisches Land, das sie bewohnten und das nun einmal einer jeden geistigen Entwicklung hinderlich ist und Geist und Körper erschlafft. Selbst der Europäer, so lange er nicht seinen, in einer gemäßigten Zone gestärkten Körper, mit in ein heißes Land bringt, fühlt sich dort am wenigsten zu geistigen Arbeiten angeregt, wie können wir es da von dem Neger verlangen?

Freieren Spielraum bekommen sie jetzt allerdings in den nordamerikanischen Staaten, aber sie werden immer und ewig ein verachteter Stamm bleiben, unbequem durch ihre Masse, aber deshalb nur noch mehr gehaßt, und wenn man nicht ein Mittel findet sie zu Hunderttausenden aus dem Land zu schaffen, so kann gerade das Anwachsen des Negerstammes, inmitten der weißen Bevölkerung, später noch einmal zu schweren und blutigen Conflicten führen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig,
Druck von Gieſecke & Devrient.



Digitized by Google